

86 1-12

Wäitland

VOM GEISTIGEN LEBEN DER
AUSLANDDEUTSCHEN
ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj

457 1931
EXEMPLAR LEGAL

304



5. JAHR

304 I. HEFT

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

Hermannstädter allgemeine Sparkassa

Gegründet 1841

Zentrale:
Hermannstadt - Sibiu

Filialen:

Arad, Bistritz, Diciosănmărtin, Elisabethstadt,
Klausenburg, Kronstadt, Lovrin (Banat),
Mediasch, Neumarkt a.M. (Târgu-Mureș),
Sächsisch-Regen, Temeswar



Mutteranstalt der siebenbürgischen
Raiffeisengenossenschaften



Befasst sich mit allen Bankgeschäften



Kapital und offene Reserven
rund 225,000.000 Lei

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

1. Heft

Januar 1930

5. Jahrgang

„Nach Ostland wollen wir reiten!“

Eindrücke von einer Grenzlandfahrt durch Ostpreußen und Danzig

von Studienrat Dr. Paul Müller-Dresden

Wer heute Ostpreußen als Reiseziel wählt, etwa für die Sommerferien, der muß gewärtigen, daß er damit bei manchen seiner Bekannten ein unverständliches Kopfschütteln, wohl gar ein mehr oder weniger mitleidiges Lächeln auslöst. Wenigstens macht man so seine Erfahrungen . . . Die Vorstellungen vom Osten unseres Vaterlandes sind doch bei vielen noch immer recht verschwommen. Ein öder, sandiger, stellenweise wohl auch sumpfiger Landstrich, zum großen Teil ohne Baum und Strauch, natürlich ohne jede Berge, so spukt es in den Köpfen. Von den landschaftlichen Schönheiten, seinen herrlichen Seen und Wäldern, seiner abwechslungsreichen Küste, seinen prächtigen alten Ordensbauten, seinen freundlichen kleinen Städten, selbst von den Schönheiten einer Stadt wie Danzig ahnen sie wenig. Und doch verdient unser deutscher Osten, daß wir ihn auffuchen, immer wieder auffuchen, heute mehr denn je, wo ein neidischer Nachbar so begehrend seine Blicke darauf richtet und es erreicht hat, daß ein Teil davon dem deutschen Mutterlande schon entrisen wurde.

Für die Reise dahin stehen zwei Wege zur Verfügung: der eine mit der Eisenbahn durch den Polnischen Korridor über Dirschau und Danzig, das gewöhnlich den Ausgangspunkt der Ostlandfahrten bildet, der andere zur See von Swinemünde über Zoppot nach Danzig. Es bedarf keiner Begründung, daß die Fahrt mit den schmucken Lloyd-Dampfern bei gutem Wetter der auf der Bahn auf jeden Fall vorzuziehen ist. Nachdem ich meine Familie in einem kleinen Seebad an der Danziger Bucht untergebracht hatte, fuhr ich von Danzig über Dirschau nach Marienburg und trat hier meine eigentliche Grenzlandfahrt an. Danzig, wo ich länger zu verweilen gedachte, sollte den Abschluß der Reise bilden.

Schon die Fahrt Danzig-Marienburg lehrt uns Grenzlandschicksal kennen. Schmerzlich berührt es uns, wenn wir auf dem Bahnhof in Dirschau heute jede deutsche Inschrift entfernt sehen und ein polnischer Gendarm unsere Pässe verlangt, und wenn wir dann in Marienburg, obgleich wir aus einer deutschen in eine deutsche Stadt kommen, erst durch Zollschranken hindurch müssen und unser Gepäck



zu öffnen haben. Nur gut, daß die zu irgend einer Gelegenheit errichtete große Empfangspforte am Eingang der Stadt mit der Inschrift „Willkommen in der alten Ordensstadt!“ mich das Unangenehme bald vergessen ließ, so daß ich voll froher Erwartung die Wanderung durch die ehrwürdige Stadt antreten konnte. Das erste Ziel eines jeden Fremden ist natürlich das altberühmte Hochmeister-schloß des Deutschen Ritterordens, einem jeden von Jugend an bekannt als das bedeutendste Denkmal weltlicher deutscher Baukunst des Mittelalters. Schon von der Bahn aus hat man Gelegenheit, das Hoch- und Mittelschloß von der Nogat-Seite flüchtig zu sehen. Wie schön nun aber erst das Ganze: die herrliche Südostansicht von der Stadt aus, die Marienkirche mit dem riesigen Mosaikbild, der kunstvolle Giebel oberhalb des Eingangstores, die Höfe mit ihren Kreuzgängen und die unvergleichlichen Innenräume, vor allem die berühmten Remter! Und dann der prächtige, unvergeßliche Blick auf Burg und Stadt vom jenseitigen Ufer der Nogat, vor allem im strahlenden Lichte der Nachmittagssonne! Noch schöner freilich, wenn sich darein nicht gleich ein Tropfen Wehmut mischte; denn drüben ist heute nicht mehr deutsches, wenigstens politisch-deutsches Land, und ein Überschreiten der Brücke ist nur nach erneuter Paßkontrolle möglich. „Das Heiligtum der Deutschen im Osten,“ so hat man die Marienburg genannt, und das wird sie uns immer bleiben, vor allem jetzt, wo sie Grenzwacht zu halten hat gegen den immer weiter sich vorschiebenden slawischen Strom.

An der südlichen Schmalseite des Schlosses erhebt sich seit 1922 das westpreußische Abstimmungsdenkmal zur Erinnerung an die Volksabstimmung vom Jahre 1920, durch die der östliche Teil von Westpreußen dem Deutschen Reiche erhalten blieb. Ein Ordensritter steht auf hoher steinerner Säule, welche die stolzen Worte trägt: „Dies Land bleibt deutsch! 11. Juli 1920.“ Vom Denkmal in südwestlicher Richtung zieht sich der langgestreckte, geschlossene Markt hin mit dem schönen gotischen Rathaus, dem ältesten deutschen Rathaus östlich der Weichsel (erbaut 1380) und den vielen Laubengängen zu beiden Seiten. Vor dem Rathaus als stimmungsvollem, altherwürdigem Hintergrund finden seit 1928 alljährlich im Juni großartige Freilicht-Festspiele statt mit zirka 400 Mitwirkenden und über 6000 Zuschauern. Aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammen noch zwei alte Tortürme, das Marientor am unteren Ende des Marktes und das ein Stück hinter dem Rathaus stehende Töpfertor. Die Türme dienen heute als Jugendherbergen. Außerhalb des alten Stadtkernes mit seinen traulichen Gassen ist ein großangelegtes neues Rathaus im Bau und zeugt für den Geist des Fortschrittes, der die Stadt auf allen Gebieten beseelt.

Eine berühmte Ordensgründung im Weichselland ist Marienwerder, die älteste deutsche Stadt östlich der Weichsel (1233 gegründet), in einer Stunde Eisenbahnfahrt von Marienburg aus zu erreichen. Die Domkirche und das daranstoßende Kapitelschloß mit seinem weitvorspringenden Danstert, zu dem eine auf fünf hohen Bogen ruhende Brücke hinführt, bilden ein mächtiges, geschlossenes Ganze und beherrschen dank ihrer hohen Lage die Weichselniederung weithin. Die Freude an

der reizvollen Umgebung der Stadt trübt uns leider wieder das rauhe Heute. In der Nähe, am diesseitigen Ufer der Weichsel, liegt der Ort Kurzebrack. Eine breite Straße führt bis an den Strom heran, und eine Fähre setzte früher den Verkehr nach der anderen Seite fort. Heute aber darf nur der bis an das Wasser heran, der sich in dem 50 km entfernten Dirschau ein polnisches Wisum besorgt hat; denn die Grenze bildet, soweit Deutschland und Polen Nachbarn sind, nicht die Weichsel, d. h. die Strommitte, sondern sie springt auf das östliche Ufer über, um Deutschland nur ja von der Weichsel abzuschneiden und einen Verkehr mit den Deutschen jenseits des Stromes zu unterbinden. Und nicht weit davon ragen die Trümmer der von den Polen zerstörten Brücke von Münsterwalde empor, einer Stadt am gegenüberliegenden, jetzt polnischen Ufer. Der Verkehr der Deutschen herüber und hinüber, der Zusammenhang des entrissenen Gebietes mit dem Mutterlande sollte eben um jeden Preis abgebrochen werden. Was hatten da Verträge zu gelten, was der Ostpreußen im Friedensvertrag ausdrücklich zugesicherte Zugang zur Weichsel!

Von Marienwerder führte mich mein Weg in das Ostpreußische Oberland, das Gebiet der durch einen Kanal verbundenen Oberländischen Seenplatte, die sich von Elbing in südlicher Richtung bis Deutsch-Eylau und Osterode erstreckt. Als die Perle des Oberlandes gilt wegen seiner herrlichen Lage inmitten von Wäldern und Seen das Städtchen Deutsch-Eylau am Kleinen Geserich-See, mit seiner über 600 Jahre alten Ordenskirche. Doch auch Osterode am Drewenz-See, mit seinen gutgepflegten Anlagen im Collis-Park, zu dem ein schöner Weg am See entlang führt, verdient wegen seiner Lage hervorgehoben zu werden. Die Stadt ist der Ausgangspunkt für die Wanderungen und Fahrten ins Oberland.

Eine Fahrt durch das Seengebiet und den Oberländischen Kanal von Osterode bis Elbing ist von ganz besonderem Reiz. Sie dauert vom frühen Morgen bis in die späten Nachmittagsstunden und bietet immer wieder andere Bilder. Lang hingestreckt oder breit sich ausdehnend wechseln die Seen miteinander, die meisten von ihnen von prächtigen Wäldern umsäumt, alten Tannen und Kiefern oder herrlichen Buchen, und mit gelben Wasserrosen besät. Der idyllische, von überhängendem Laub fast überdachte Duz-Kanal verbindet zwei der schönsten Seen, den Röhloff- und den Bärtig-See miteinander. Ganz anders wieder gibt sich der fast zugewachsene Drausen-See, der Sammelpfad zahlloser Wasservögel. Teile von ihm hat man schon trocken zu legen begonnen. Etwas schließlich, was sich nirgends sonst in Europa findet, sind die berühmten fünf Geneigten Ebenen, auch Kollberge genannt. Sie dienen dazu, den Höhenunterschied der einzelnen Seen auszugleichen — insgesamt 108 m auf einer Strecke von 15 km — und sind nach dem Muster des Morris-Kanals in Nordamerika von dem Elbinger Baurat Steenke in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angelegt worden. Es sind zirka 20 m hohe Erddämme mit einer doppelten, bis zur Kanalsohle führenden Gleisanlage, auf der die Schiffe in eisernen Wagen befördert werden. Jedem Reisenden wird es Freude machen, das Originelle einer solchen Fahrt einmal mitzuerleben.

Ein zu ungewohnter Anblick auch, wenn das Schiff langsam auf dem Rollwagen aus dem Wasser fährt und den grünen Hügel hinauf- oder hinunterrollt und dann auf der anderen Seite wieder ins Wasser gleitet, sich vom Wagen abhebt und weiterschwimmt! Nicht minder reizvoll als eine Fahrt auf den Seen, mag eine Wanderung durch das Oberland sein, mit seinen wie scheint noch so unberührten, weiten Wäldern und seinen kleinen, zwischen Seen und Wälder so lieblich eingebetteten Ortschaften. Daß auch dieser stille Winkel, so gut wie jeder andere Teil im deutschen Vaterlande, seinen Blutzoll im Weltkrieg hat geben müssen, davon zeugt ein schlichtes Denkmal, das die Oberländer Schiffer ihren gefallenen Kameraden bei Thorchon, am Eingang zum Röhloff-See, unter einer herrlichen, alten Eiche errichtet haben. Sinnig ehren sie ihre Toten dadurch, daß sie jedesmal, wenn sie an dieser Stelle vorüberfahren, drei Mal die Flagge dippfen.

Auch mit Osterode, wohin wir uns wieder zurückbegeben wollen, steigt der Weltkrieg in unserer Erinnerung auf. Von hier aus leitete Generaloberst von Hindenburg die Schlacht bei Tannenberg im August 1914. Eine Bahnstunde von der Stadt entfernt, bei dem Städtchen Hohenstein, erhebt sich heute das Tannen-berg-Nationaldenkmal zum ewigen Gedenken an jene großen Tage. Mit Spenden aus allen deutschen Gauen und aus allen Schichten des Volkes wurde es in den Jahren 1924 bis 1927 im Brennpunkte der Schlacht errichtet und beherrscht mit seinen acht wuchtigen Türmen weithin sichtbar das ausgedehnte Gelände:

„Den Gefallenen zum ehrenden Gedächtnis,
Den Lebenden zur ernststen Mahnung,
Den kommenden Geschlechtern zur Nachseiferung!“

wie Hindenburgs Hammerspruch bei der Grundsteinlegung lautete. Die Türme umschließen, durch eine Mauer miteinander verbunden, einen großen Ehrenhof, in dessen Mitte ein schlichter Rasenhügel mit einem 12 m hohen Kupferkreuz ein Massengrab verkörpern soll. Die Namen Hindenburg-Turm, Feldherren-Turm, Turm des feldgrauen Soldaten und Fahnenturm mögen die Bestimmung einzelner Türme andeuten. Zwei andere sollen Archive und Sammlungen aufnehmen, und wieder zwei sind als Jugendherbergen eingerichtet. Die Nischen in der Mauer stehen den an der Schlacht beteiligten Regimentern für Aufstellung von Erinnerungszeichen zur Verfügung. 60 solcher Gedenktafeln sind am Tage der 15. Wiederkehr der Schlacht am 26. August 1929 feierlich geweiht worden. Hinter dem Denkmal ist, etwas tiefer liegend, eine große Kampfbahn im Bau, zu der eine breite Freitreppe hinabführen wird, die zugleich als Freilichtbühne dienen kann. Jahre werden noch darüber hingehen, ehe das ganze Denkmal in der geplanten Weise fertiggestellt sein dürfte. Möge es aber schon in seiner jetzigen Gestalt dem ganzen Volke nicht nur eine Erinnerung sein an jene glorreichen Tage, sondern zugleich eine ernste Mahnung, an dieser geweihten Stätte alles Trennende, allen inneren Hader zu vergessen, wie es Hindenburg bei der Einweihung am 18. September 1927 ausgesprochen hat, und wie es auch aus den Worten: „Deutsche seid einig!“

über dem Eingangstor jedem Besucher bedeutungsvoll entgegenklingt!¹⁾ Mehrere große Heldengräberhöfe in der näheren und weiteren Umgebung, so bei Waplit und Mühlen — ein sehr schön gelegener auch bei Osterode — wie manche verstreuten Gräber an der Straße zeugen noch von den Kämpfen vor 15 Jahren; sonst aber trägt die ganze Gegend mit ihren überall wieder aufgebauten Ortschaften heute die Zeichen tiefsten Friedens.

Etwa gleich weit von Hohenstein und dem Tannenbergs-Denkmal entfernt liegt in anderer Richtung Allenstein, im Süden des Ermlandes. Diese nicht nur landschaftlich reizvolle, sondern auch geschichtlich bedeutsame, katholische Provinz Ostpreußens schiebt sich vom Frischen Haff aus wie ein nach Süden zu immer breiter werdender Keil in das Land ein. Allenstein ist mit seinen rund 40.000 Einwohnern heute der Mittelpunkt des wirtschaftlichen und geistigen Lebens im südlichen Ostpreußen und zugleich eine der schönsten Städte der Ostmark. Kraftvoll ragt aus dem Grün seiner Umgebung das altehrwürdige Ordensschloß über der Alle empor, zum Schutze gegen die feindlichen Litauer und Polen vom Frauenburger Domkapitel in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut. Sehenswert sind die großartigen Remter mit ihren Sternengewölben und der Kreuzgang davor, wo noch Zeichnungen von Koppernikus erhalten sind, der als Kapitel-Administrator mehrere Jahre im Schloß wohnte. Neuerdings ist noch ein Heimatmuseum dort untergebracht. Aus der Ordenszeit stammen ferner die schöne Jakobi-Kirche mit ihrem mächtigen, 7-geschossigen Turm und das Hohe Tor, ein Rest der ehemaligen Stadtbefestigung. In stilvollem neuen Gewande bietet sich das alte Rathaus auf dem noch mit einigen Laubenhäusern geschmückten Markt. Der bedeutendste Bau in dem neuen Teile der Stadt ist das stattliche Neue Rathaus, das sich, wie auch die anderen modernen Bauten, sehr gut in das Stadtbild einfügt. Auf den Reliefs des sogenannten Russenerkers sind interessante Bilder aus der Besetzung Allensteins durch die Russen festgehalten, die am 27. und 28. August 1914 in der Stadt weilten. In den gutgepflegten, ausgedehnten Parkanlagen des Stadtwaldes ist im Jahre 1928 ein eindrucksvolles Denkmal zur Erinnerung an die Volksabstimmung enthüllt worden. Elf Pfeiler aus weißem Stein erheben sich im Kreise auf einem ringsum durch breite Freitreppen zugänglichen, erhöhten Unterbau und werden oben durch einen Mauerkranz zusammengehalten, der innen die schlichte Inschrift trägt: „Am 11. Juli 1920 stimmten 363.209 für Deutschland, 7980 für Polen! Wir bleiben deutsch!“ 97,9% der abgegebenen Stimmen hatten für Deutschland entschieden. Wo solche Heimattreue Grenzwatch hält, da werden auch die Ansprüche des begehrlichsten Nachbarn zu Schanden werden!

Etwas abseits von dem geraden Wege nach Masuren, das gewöhnlich das nächste Ziel der Ostpreußen-Fahrer bildet, liegt nördlich von Allenstein das alte ermländische Heilsberg. Ich habe es nicht bereut, das interessante Städtchen mit besucht zu haben. Sein Stolz und Wahrzeichen ist das mächtige, von der Alle

¹⁾ Eine ausführlichere Beschreibung des Tannenbergs-Denkmals habe ich in meiner Heimatzeitung „Zittauer Nachrichten und Anzeiger“ vom 26. August 1929 (Nr. 198) gegeben.

und Simser umflossene, alte Schloß der Bischöfe von Ermland. Es gilt nach der Marienburg als der schönste Burgenbau Ostpreußens, der als einziger seine ursprüngliche Form bewahrt hat. Hervorgehoben seien vor allem das Hochschloß mit seinen vier schlanken Ecktürmen, die Remter mit der noch teilweise sichtbaren alten Bemalung und der Kreuzgang, der mich an solche in Spanien erinnerte. Seit einiger Zeit sind große, aber sorgfältig geleitete Erneuerungsarbeiten am Schloß im Gange. Andere Zeugen aus entschwundener Zeit sind die schön gegliederte Pfarrkirche und das mächtige, doppeltürmige Hohe Tor, das im Mittelalter einen Teil der Stadtbefestigung bildete. Einen schönen, geschlossenen Eindruck macht der Markt mit seinen Giebelhäusern und immer Schatten und Schutz spendenden alten Laubengängen.

Und nun nach Masuren, dem Lande der 3300 Seen! Ich wählte das zwischen Löwentin- und Mauersee gelegene L ö h e n zu meinem Standort, von dem aus ich das Seengebiet nach Norden und Süden bereiste. Die Stadt blickt auf eine reichlich 300-jährige Geschichte zurück und steht an der Stelle eines alten Dorfes Neuendorf. Indessen aus ihrer älteren Zeit ist sie uns weniger bekannt, bewahrt auch wenig Erinnerungen daran, als aus den ersten Jahren des Weltkrieges, wo sie 1915 acht Monate Hauptquartier war und Hindenburg und Ludendorff beherbergte. An ihrer Feste Bohnen brach sich 1914 der Ansturm der Russen. Die Schlacht an den Masurischen Seen im September 1914 und die Winterschlacht in Masuren im Februar 1915 mit ihren herrlichen deutschen Siegen tauchen damit in unserem Gedächtnis auf. Die Vaterländische Gedenkhalle im Schlosse von Löhen bewahrt manch wertvolle Erinnerungsstücke an jene große Zeit. Im übrigen sind die Spuren des Krieges heute auch hier längst verwischt. Wie anders doch als in den ehemals feindlichen Ländern, wo sie, teils aus Nachlässigkeit wie in Rumänien, teils aus Absicht wie in Frankreich, nur zu oft noch anzutreffen sind!

Von meinen Fahrten in dem ausgedehnten Seengebiet kann ich nur einige besonders schöne Punkte herausgreifen. Da ist zunächst Steinort am Mauersee mit seinem großen Gräflich-Lehdorffschen Park und den mächtigen, mehrhundertjährigen Eichen, ein auch von Fürsten oft aufgesuchter Platz. Da ist ferner nicht weit davon die idyllische Waldinsel Upalten mit ebenfalls sehr alten, hohen Eichen, Almen und Tannen und vielen Reiherhorsten; ein Fleckchen Erde, das wegen seiner völligen Abgeschlossenheit und der herrlichen Ausblicke ringsum auf See und Ufer für mich noch anziehender ist als Steinort. Und dann südlich von Löhen hinter Nikolaiten, dem „Masurischen Venedig“, der von bergigen Ufern und dichtem Rieserwald eingeschlossene, tieflare Beldahn-See und noch etwas südlicher bei Rudczany der ebenfalls von bewaldeten Höhen umgebene Niedersee, dem eine ganze Reihe kleiner Inseln noch einen besonderen Reiz verleihen. Einzig in ihrer Art ist schließlich eine Bootfahrt auf dem seichten, sehr klaren Crutinna-Fluß, der durch prächtigen Laubwald fließt, dessen Zweige den Fluß stellenweise fast überdecken. Wer Völkerstudien treiben will, kann in der Nähe die Nieder-

lassungen und das Kloster der russischen Philipponen besuchen, einer altorthodoxen, seit 1825 eingewanderten Sekte. Das ganze Masurische Seengebiet läßt sich von Rudczany im Süden bis Angerburg im Norden in durchgehender 6-stündiger Fahrt bereisen. Kanäle, die oft an holländische Landschaftsbilder gemahnen, verbinden die einzelnen Seen miteinander.

Angerburg mit seinen rund 7000 Einwohnern etwas kleiner als Lözen, erfreut sich wie dieses einer schönen Umgebung. Die Stadt war vom 23. August bis 10. September 1914 von den Russen besetzt und wurde von ihnen vollständig ausgeplündert, z. T. auch zerstört; wie viele Ortschaften in der Nähe. Von den hier stattgefundenen Kämpfen zeugt der, Freund/wie Feind bergende, schön angelegte Heldenfriedhof am Schwenzait-See. Er gilt wegen seiner unvergleichlichen Lage hoch oben auf steiler Höhe mit weitem Rundblick über das ganze Seengebiet mit Recht als der schönste, nicht nur von Ostpreußen, sondern von ganz Deutschland.

Nur schweren Herzens trennte ich mich von Masuren, seinen stillen Seen und Wäldern, und nach mehrstündiger Fahrt umging mich wieder lärmende Großstadt: Königsberg. An die mit den Geschicken Preußens und Deutschlands so innig verknüpfte Geschichte der Stadt, die heute wieder mehr denn je eine Schutzburg des Deutschtums im Osten bildet, brauche ich nur kurz zu erinnern. Im Jahre 1255 in der Ordenszeit gegründet, wurde Königsberg 1457 bei der Auslieferung der Marienburg an Polen Sitz der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, 1525 Residenz der preußischen Herzöge, 1701 Krönungsstadt der preußischen Könige, in der Napoleonischen Zeit der Aufenthaltsort Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise und die Wirkungsstätte der Männer wie Stein, Scharnhorst, York, G. M. Arndt u. a., die von hier aus die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands vorbereiteten. Das Wahrzeichen der inneren Stadt ist das auf einer kleinen Anhöhe liegende Schloß mit seinem hohen, weithin sichtbaren gotischen Turm. Als Deutschordensburg gegründet und in späterer Zeit mehrfach vergrößert und erneuert zeigt es die Baustile von vier Jahrhunderten, wirkt indessen noch immer durch seine großen Ausmaße. Der riesige Bau enthält neben den königlichen Gemächern heute eine Anzahl wertvoller Sammlungen, Museen, das Staatsarchiv u. a.; dazu im Hof das berühmte „Blutgericht“, eine altertümliche Weinstube. Das andere charakteristische alte Baudenkmal der Stadt ist der im 14. Jahrhundert begonnene gotische Dom, ein Backsteinbau, dessen reichgegliederte, vielstnfrige Vorderseite sich jedem Beschauer unvergeßlich einprägt. Hier ruht neben Ordenshochmeistern und preußischen Herzögen auch Königsbergs Geistesheld: Immanuel Kant. Er lehrte in der nahen alten Universität, die wie der Dom auf einer Insel des Pregels liegt und von der Gegend der Holzbrücke aus das idyllische Bild eines verträumten, grünunwachsenen Wasserschloßchens bietet. Manche andere sehenswerten alten Bauten wären noch zu nennen; doch nur auf die schönen alten Speicher am Hundegatt, einem Arm des Pregels, möchte ich noch hinweisen. Einer dicht an dem anderen, so ziehen sich die hohen, mehrstöckigen Fachwerkgiebel hier am Ufer und in den anliegenden Gassen entlang und dünkten dem auf der

gegenüberliegenden Hauptstraße vorüberhaftenden modernen Menschen wie ein Gruß aus einer entschwundenen, aber nicht minder rührigen Zeit.

Und neben dem alten das neue Königsberg mit seinen belebten Geschäftsstraßen, seinen modernen Großbauten, seinen vornehmen Wohnvierteln, seinen schönen Anlagen z. B. am Schloßteich usw.! Überall zeigt sich das Verständnis für die Anforderungen der neuen Zeit. Der neue Handels- und Industrie-Hafen besitzt die größten Getreidelos des Festlandes, die Deutsche Ostmesse wirbt seit 1920 unermüdlich für die deutsche Wirtschaft, das geistige Leben ist rege. Etwas, was einzig in seiner Art ist, sei noch zum Schluß erwähnt: das 1913 eröffnete Ostpreussische Heimatmuseum, draußen in dem wunderschön angelegten Tiergarten. Es ist das erste Freiluft-Museum Deutschlands, wurde nach nordischem Vorbild angelegt und enthält z. B. in Originalgröße ein Vorlaubenhaus und eine Holzkirche mit Friedhof aus dem Oberlande, ein Bauern- und ein Fischergehöft aus Litauen, eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte u. a. Der Gedanke war, von jeder selbständigen wichtigen Gebäudeform ein Beispiel aufzubauen, die Gebäude innen vollkommen auszustatten und wirklich benutzen zu lassen. Letzteres hat noch nicht durchgeführt werden können, die Anlage ist auch noch nicht restlos fertig, das Ganze bietet aber schon so für den Volkskundler eine Fülle der Belehrung und vereinigt ihm an einem Ort, was er sich sonst mühsam zusammensuchen müßte.

Von Königsberg mit zwei Kleinbahnlinien in kurzer Zeit zu erreichen sind die Bäder des Samlandes, von denen Cranz als das besuchteste, weil nähere, und Rauschen als das schönste ja auch über Ostpreußen hinaus bekannt sind. Landschaftlich besonders anziehend ist die stellenweise sehr zerklüftete Steilküste von Neufuhren bis Brüsterort, die man auf einem ausgedehnten, herrlichen Hochuferweg entlangwandern kann. Auf der Strecke von Warnicken bis Rauschen, die ich kennen lernte, boten mehrere tiefeinschneidende, romantische Schluchten, so die berühmte Wolfschlucht, ein herrlicher Wald und dann der prächtige Ausblick auf die See immer wieder reiche Abwechslung. Sehr zerrissen ist die Küste bei Georgenswalde, wo die brandende See immer wieder zu künstlicher Befestigung des Ufers zwingt. Leider verbot mir die Zeit, auch die samländische Westküste mit dem staatlichen Bernsteinwerk in Palmnicken zu besuchen. Die Fahrt nach der Kurischen Nehrung mit ihren einzigartigen, vom Seewind angehäuften Wanderdünen veräumte ich indessen nicht. In etwa zwei Stunden trägt der Dampfer den Reisenden von Cranzbeek über das Kurische Haff nach Rossitten, das neuerdings durch seine Segelflugschule auch in Sport- und Jugendreisen bekannt geworden ist. Schon lange bevor der Dampfer anlegt, werden die kahlen, weißen Sandberge der Dünen sichtbar, die von der Seeite allmählich ansteigen und nach dem Haff zu schroff abfallen und zu den höchsten Europas gehören. Manche der Dünen sind mit der Zeit fest geworden und mit spärlichem Baum- und Graswuchs besetzt. Die der Erforschung des Vogelzugs dienende Vogelwarte und vogelkundliche Sammlung Prof. Thienemanns in Rossitten genießen Weltruf. Etwas weiter entfernt, in einstündiger Wanderung über bewaldete Dünen zu erreichen, ist das Lager der

Segelflieger, die den Zutritt zu ihrem Übungsgelände auf den nahen Dünen jedermann gestatten, auch Führungen durch ihr Lager mit Erläuterungen an den Flugzeugen veranstalten. Zwei andere bekannte Orte der Nehrung, die geschätzten Seebäder Nidden, das größte Nehrungsdorf (1000 Einwohner), und Schwarzort sowie das dazwischen liegende Elchrevier gehören heute leider nicht mehr zu Deutschland, sondern zum litauischen Memelgebiet, dessen Besuch ich mir für dieses Mal noch schenken mußte.

Zur Rückreise von Königsberg wählte ich die Dampferfahrt auf dem Frischen Haff, das ich über Pillau bis Rahlberg fast in seiner ganzen Ausdehnung durchfuhr. Rahlberg liegt schön in einem Nadelwalde am Südufer der Frischen Nehrung und hat einen vielbesuchten Badestrand an der Seeseite. Von seinen Höhen genießt man eine schöne Aussicht auf Meer und Haff. Um noch ein Haffstädtchen an der Festlandseite kennen zu lernen, setzte ich nach Tolkemit über und fuhr mit der Haffuferbahn weiter bis Frauenburg. Die Stadt ist eine Siedlung des Deutschen Ritterordens, wurde schon um 1280 Sitz des Domkapitels von Ermland, hatte wegen ihrer reichen Kirchenschätze viele Plünderungen zu erdulden und ist seit 1837 ständiger Wohnort des Bischofs von Ermland. Der auf einer Anhöhe liegende Burgdom ist schon bei der Vorüberfahrt vom Haff aus weithin zu sehen und beherrscht die ganze Stadt. Er ist ein gotischer Hallenbau aus Backstein mit einem besonders schönen Westgiebel und von einer starken Mauer mit wuchtigem Turmtor umgeben, so daß er fast eine Art Kirchenburg bildet, ohne etwa mit den berühmten siebenbürgischen verglichen werden zu können. Der Dom gilt als das bedeutendste Werk der Kirchenbaukunst in Ostpreußen. Mit ihm ist der Name des großen Kopernikus, der von 1510 bis zu seinem Tode im Jahre 1543 hier fast ununterbrochen als Domherr wirkte, aufs innigste verknüpft. Sein Andenken hält das hohe, turmartige Kopernikus-Denkmal in der Nähe wach. Höchst reizvoll sind auch der stille Markt des Städtchens, die malerischen Gäßchen, die zu ihm führen, und der kleine Hafen draußen vor der Stadt.

Das eine reichliche Bahnstunde entfernte, rührige Elbing mit seinen 70.000 Einwohnern bildet zu dem nur knapp 2500 zählenden stillen Frauenburg einen merklichen Gegensatz. Es wurde 1237 als der erste Seehafen des Deutschen Ritterordens von dem Landmeister Hermann Balk gegründet, blühte als Mitglied der Hanse vom Ende des 13. Jahrhunderts an rasch auf und kam nach wechselvollen Schicksalen bei der 2. Teilung Polens 1772 endgültig an Preußen. Von den alten Befestigungswerken steht nur noch ein einziger Rest, das 1319 erbaute schöne gotische hohe Markttor am Nordende des langgestreckten Alten Marktes, jetzt eine Jugendherberge. Im übrigen weisen in die alte Zeit die im 13. und 14. Jahrhundert aufgeführte evangelische Marienkirche des ehemaligen Dominikanerklosters, die katholische Nikolaikirche aus dem 14. Jahrhundert mit ihrem neuen 1909 vollendeten hohen Turm und ein als das älteste Haus Ostpreußens geltendes schönes gotisches Haus in der Wilhelmstraße aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Außerdem sind viele barocke Giebelhäuser erhalten, einige sogar noch

mit Beis schlägen, wie wir sie in Danzig näher kennen lernen werden, so in der Spieringstraße, und schöne alte Speicher am Elbingfluß. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Elbing immer mehr zur großen Industriestadt. Als Zeichen dieser neuen Zeit sei nur die gewaltige Schiffswerft und Maschinenfabrik von F. Schichau genannt, die 1917 das tausendste Schiff vom Stapel ließ und durch den Bau von Torpedobooten Weltruf gewann. Ihre günstige Lage macht die Stadt sehr geeignet als Ausgangspunkt für Fahrten ans Haff, ins Oberland und in die Weichselniederung.

Von Elbing über Marienburg-Dirschau nach Danzig ist keine große Entfernung mehr, die noch viel schneller zurückgelegt werden könnte, wenn nicht die leidigen Zoll- und Paß-Schwierigkeiten bei dem mehrmaligen Grenzübertritt heute so lange aufhielten. Aus zwei Gründen hatte ich mir Danzig für das Ende meines Aufenthaltes im deutschen Osten aufgespart: einmal, wie ich schon erwähnte, weil ich in Stadt und Umgebung etwas länger verweilen wollte, und dann, um einen würdigen Abschluß meiner Reise zu haben. Und welche Stadt wäre geeigneter, die Krönung einer solchen Ostlandfahrt zu bilden, als gerade Danzig, das schöne, alte, ewig deutsche Danzig!

Wechselvoll sind die Schicksale der Stadt gewesen. Im Jahre 997 zum ersten Mal geschichtlich erwähnt, seit etwa 1200 Hauptstadt der slawischen, aber von Polen unabhängigen Herzogtums Pommerellen, gelangt Danzig nach dem Aussterben seines Herzogshauses 1308 unter die Herrschaft des Deutschen Ritterordens, nachdem ihm schon um 1224 die Errichtung einer besonderen deutschen Stadtgemeinde genehmigt worden ist. Blühend entwickelt sich im 14. Jahrhundert sein Handel, es gehört der deutschen Hanse an, da vollzieht es 1454, bestimmt durch den Verfall des Ordens, den schicksalschweren Schritt der freiwilligen Unterstellung unter die Oberhoheit des Königreichs Polen; allerdings unter voller Wahrung seiner politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit. So hat es in der Folgezeit seine eigenen Gesandten im Ausland unterhalten, die Vertreter fremder Mächte empfangen, sich an auswärtigen Kriegen beteiligt, Verträge mit fremden Staaten geschlossen und seine wirtschaftlichen Angelegenheiten selbst geregelt. So hat es fremden Truppen, auch polnischen, den Eintritt in seine Mauern untersagt, wo es eigene Militärhoheit ausübte, uneingeschränkt über seinen Hafen verfügt, eine eigene Flagge geführt, sich selbst Gesetze gegeben und Recht gesprochen, Steuern und Zölle erhoben und Münzen geprägt. Ja der polnische König war sogar verpflichtet, seinen Stellvertreter, den Burggrafen, aus den ihm vorgeschlagenen Ratsherren zu wählen. Natürlich versucht Polen, je mehr es selbst erstarkt, diese zugestandenen Freiheiten einzuschränken, doch immer widersteht ihm der eiserne Wille der mächtigen, einmütigen Stadt, die es später sogar wagt, dem König Stephan Bathory erfolgreich mit Waffengewalt entgegenzutreten.

Es wäre an der Zeit, daß die Polen diese politische und wirtschaftliche Selbständigkeit des damaligen polnischen Danzig einmal mit der des heute von ihnen geschaffenen und überall so eingeeengten Freistaates verglichen;

vielleicht würde ihnen das Un Sinnige ihrer jetzigen Politik den Danzigern gegenüber dann doch einmal aufgehen!

Auf den großen wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt im 15. und 16. Jahrhundert, die Hochblüte seines Handels um 1600, folgt dann in den langwierigen Kriegswirren des 17. und 18. Jahrhunderts ein Niedergang von Handel und Wohlstand, und 1793 fällt Danzig bei der zweiten Teilung Polens an Preußen. Nicht lange kann es sich indessen des Anschlusses erfreuen. 1807 macht es Napoleon zu einer Freien Stadt, allerdings unter drückendster französischer Oberhoheit, und erst der Wiener Kongreß spricht es 1814 wieder Preußen zu. Von da an beginnt allmählich ein neuer Aufstieg der Stadt, inniger wird die Verbindung mit Gesamtdeutschland, dessen Kultur sie trotz allen Zwangs und aller Not ja durch die Jahrhunderte hindurch treu bewahrt hat. Dann reißt der Vertrag von Versailles Danzig von neuem von uns, entgegen einer einmütig abgegebenen Erklärung seiner namhaftesten Kaufleute, und macht es am 15. November 1920 zum zweiten Male zur Freien Stadt, diesmal unter dem Schutze des Völkerbundes, aber unter starker Bevormundung Polens. Wie dieser Staat, dessen Rechte ausschließlich wirtschaftlicher Natur sein sollen, die Selbständigkeit der Stadt immer von neuem einschnürt, und wie er ihr mit der gepanzerten Faust gleichsam auf dem Nacken sitzt — man denke nur an das Munitionslager auf der Westerplatte und den neuen Kriegshafen in Gdingen! — das ist ja bekannt genug. Lassen wir es hier bei dieser traurigen Erinnerung bewenden und sehen wir uns die Stadt selbst noch etwas näher an. BCU Cluj / Central University Library Cluj

Die Stadt Danzig hat heute über 206.000 Einwohner, der ganze Freistaat nur über 384.000. Ihr durchaus deutscher Charakter zeigt sich nicht nur in der fast rein deutschen Bevölkerung, von der niemals mehr als 5 v. H. Fremde waren, sondern im ganzen Stadtbild, den schönen alten Gassen mit ihren hervorragenden, berühmten Baudenkmalern. Beginnen wir mit dem bekannten Wahrzeichen der Stadt, der altherwürdigen Hauptkirche von St. Marien. Gewaltig ragt dieser größte kirchliche Backsteinbau, eine gotische Hallenkirche mit dreischiffigem Langhaus und Querschiff, aus dem dichten Häusermeer empor, und majestätisch erhebt sich darüber der wuchtige, 76 m hohe Glockenturm, neben dem die zehn kleinen, zierlichen Türme fast verschwinden. Die Aussicht von dem Turm auf die Stadt und die Weichselniederung sollte niemand versäumen. Im 13. Jahrhundert gegründet, wurde die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt von 1401 bis 1502 aufgeführt. Von den vielen Kostbarkeiten des Inneren erwähne ich nur das berühmte „Jüngste Gericht“ von Hans Memling aus der Zeit um 1470. Zu dem massigen und stumpfen Turm von St. Marien bildet der schlanke und spitze, noch etwas höhere des nahen Rathauses einen beachtenswerten Gegensatz, auch er ein Wahrzeichen der Stadt. Der in seinem unteren Teile im gotischen, im oberen im Spätrenaissance-Stil erbaute Turm wurde 1561 beendet, das Rathaus selbst 1379 begonnen und im Laufe der Zeit mehrfach umgestaltet. Von seinen prunkvollen Innenräumen ist der Rote Saal aus dem 16. Jahrhundert der bedeutendste.

Das Rathaus steht dort, wo die Langgasse sich zum Langen Markt erweitert und beherrscht so diese beiden wichtigsten Straßen der Stadt. Neben dem Rathaus liegt der im 15. Jahrhundert neu erbaute Artushof, eine gotische Halle mit Renaissance-Schaufseite, innen reich geschmückt mit Gemälden, Reliefs, kunstreicher Holztafelung, Schiffsmodellen u. a. Der Name, der natürlich an König Artus und seine Tafelrunde erinnern soll, läßt den ehemaligen Zweck als Festhalle wohl noch erkennen. Heute ist darin die Börse. In dem Hause nebenan, durch das der Zugang zum Artushof erfolgt, ist die schöne Diele mit der geschweiften Wendeltreppe und den vielen Innungsstücken sehenswert.

Einzig in ihrer Art und für mich mit das Schönste in Danzig sind die vielen gut erhaltenen alten Patrizierhäuser auf dem Langen Markt und auch sonst in der Nähe. Diese hohen, schmalen, oft kunstvoll verzierten Giebelhäuser sind meist im Stil der niederländischen Renaissance im 16. bis 18. Jahrhundert erbaut und haben z. T. noch die alten Weisschläge. Das sind erhöhte, oft von recht kunstvollen steinernen Brüstungen und schmiedeeisernen Gittern umgebene Vorplätze, zu denen Freitreppen hinaufführen, deren Geländer auf großen, runden Steinkugeln ruhen. Hier spielte sich ein Teil des täglichen Lebens der Hausbewohner ab. Ich nenne an besonders schönen alten Bürgerhäusern nur das reich vergoldete Steffens'sche Haus auf dem Langen Markt und das auch innen prächtig ausgestattete Uphagenhaus auf der Langgasse. Wer wissen will, wie ein damaliger Danziger Kauf- und Ratsherr wohnte, der besuche das letztere der beiden Häuser, das heute der Stadt in Erbpacht gehört und in allen seinen Seilen besichtigt werden kann.

Langgasse und Langer Markt sind durch schöne alte Tore abgeschlossen, dieser durch das Grüne Tor (1563), jene durch das Langgasser Tor (1588), dem wiederum als früherer Eingang zur Stadt vom Westen her das Hohe Tor (1612) vorgelagert ist. Das schönste davon ist das Grüne Tor, ein stattliches Gebäude im Stil der flandrisch-holländischen Renaissance, mit vier Torbögen, reichen Giebeln und einem ausgebauten, breiten Stockwerk, in dem heute wissenschaftliche Sammlungen untergebracht sind. Von der anschließenden Grünen Brücke aus, die von der Rechtstadt über die Mottlau nach der Niederstadt führt, hat man prächtige Blicke nach drüben auf die Speicherinsel und nach diesseits auf die „Lange Brücke“ genannte Uferstraße. Wie in Königsberg am Pregel, so erheben sich die hohen Speicherhäuser mit ihren oft wunderlichen Namen (Roter Leu, Graue Gans u. ä.) hier in großer Zahl an der Mottlau und warten darauf, daß sie wieder gefüllt werden, wie einst in der Blütezeit der Stadt. Und ihnen gegenüber der belebte Uferdamm, auf dem sich das hohe Gebäude der Naturforschenden Gesellschaft mit seiner Sternwartenkuppel und das weit vorgebaute Krantor malerisch herausheben. Auch das Krantor aus dem Jahre 1443 hat man ein Wahrzeichen, ja das Wahrzeichen der Stadt genannt, und mit Recht! Die beiden Rundtürme aus Backstein an der Seite und der weit vorspringende, höhere, hölzerne Mittelbau ergeben ein so eigenartiges, aber wirkungsvolles Gesamtbild, wie es nicht ein

zweites Mal vorhanden sein dürfte. Die alten Vorrichtungen zum Heben der Schiffsgüter und zum Aufrichten und Niederlegen der Masten, vor allem die zwei großen Treträder, sind im Inneren noch vorhanden. Anziehende, stimmungsvolle kleine Gassen führen von der Mottlau in das Innere der Stadt. Ich nenne die Brotbänken-, die Frauen- und die Heilige Geist-Gasse. Die Beischläge an den alten Giebelhäusern sind in ihnen noch besonders reichlich vorhanden und 3. T. von Bäumen beschattet.

An der Verlängerung der Brotbänkengasse, der Jopengasse, liegt das berühmte Zeughaus. Es wurde in den Jahren 1600 bis 1605 von Antony von Obbergen erbaut und ist das bedeutendste Bauwerk der niederländischen Renaissance in Danzig. Die Schaufseite zeigt zwei reich ausgebildete Giebel, umgeben von zwei achteckigen Treppentürmen, zwei schöne Tore und ein Brunnenhäuschen, während die Rückseite auf dem Rohlenmarkt vier Giebel aufweist. Gar manche alte Bauten wären noch zu nennen: von den kirchlichen 3. B. die Katharinen-Kirche als älteste Hallenkirche der Stadt oder die Trinitatis-Kirche mit ihrem schönen, spätgotischen Westgiebel; von den weltlichen die in der Mitte des 14. Jahrhunderts vom Deutschen Orden erbaute Große Mühle oder der 3. T. aus derselben Zeit stammende Stockturm oder die sogenannten Kanzelhäuser, jene alte Form von Mietshäusern, bei denen man zu den oberen Räumen über eine offene Galerie gelangte, und manches andere. Indessen Vollständigkeit zu erstreben, kann ja hier nicht meine Aufgabe sein.

Eine umfassende Aussicht auf die ganze Stadt und einen guten Teil der Umgebung bietet sich von den ehemaligen Befestigungsanlagen auf dem Bischofs- und dem Hagelsberg, wo jetzt schöne Spaziergänge entlang führen. Von hier aus können wir auch einen Blick tun auf das werktätige Danzig, seine riesigen Werften, die Danziger Werft oder wie sie jetzt heißt „Internationale Schiffs- und Maschinenbau-Untiengesellschaft“ und die Schichau-Werft mit ihrem Riesenkran, den Kaiserhafen usw., sowie auf die neue Vorstadt Langfuhr mit ihrer herrlichen, breiten Lindenallee, ihren schönen Parkanlagen, der nunmehr 25-jährigen Sechnischen Hochschule und den vielen schönen Villen. Von Langfuhr führt der Weg weiter nach dem prächtig im Tal und am Wald gelegenen Oliva mit seinem gut gepflegten Schloßpark und seiner altherwürdigen Klosterkirche, der jetzigen Kathedrale des Bistums Danzig. Herrlich ist der Rundblick vom nahen Karlsberg über die bewaldeten Höhen nach Zoppot, auf die See bis zur neupolnischen Halbinsel Hela, auf die Danziger Bäder, auf Oliva und sein liebliches Tal, sowie in der Ferne auf die große Stadt. So bietet auch die Umgebung Danzigs, von der hier nur ganz knapp etwas angedeutet werden konnte, des Anziehenden genug.

Immer aber werden wir gern in die schöne Stadt selbst zurückkehren, uns an ihrem deutschen Charakter erfreuen und dem entschlossenen Willen ihrer Bürger, sich ihr ererbtes deutsches Volkstum um jeden Preis zu bewahren, auch wenn sie jetzt zufällig dem politischen Verbände unseres Vaterlandes nicht mehr angehören. Von dem Willen, die Verbindung mit dem Mutterlande ungeschmälert

aufrecht zu erhalten, zeugt auch das ganze geistige Leben Danzigs, sein breitenfaltetes Bildungswesen, seine reichen Sammlungen, seine Kunstpflege usw. Möge eine glücklichere Zeit uns die entrissene Stadt wieder zuführen!

Über Zoppot-Swinemünde führte mich der Weg mit den Meinen wieder nach Haus. Schöne, wenn auch mitunter anstrengende Tage lagen hinter mir. Ungeahnte landschaftliche Schönheiten waren mir aufgegangen, alte deutsche Kultur hatte ich erlebt, vor deutschen Heldengräbern hatte ich gestanden, Grenzlandschicksal mich umfassen. Mit Wehmut aber hat es mich immer wieder erfüllt, wenn ich daran dachte, wie wenig wir von diesem abgeschürzten Stück deutscher Erde in anderen Teilen unseres Vaterlandes doch eigentlich wissen, während sich immer wieder die Blicke von jenseits der Grenze begehrend darauf richten. Das ließ den Wunsch in mir rege werden, mit diesen Zeilen die Kenntnis über unsere Ostmark ein wenig fördern zu helfen und bei anderen vielleicht die Lust zu erwecken, auch einmal ihre Schritte dorthin zu lenken. Mag das alte Ostfahrerlied ihnen dabei voranklingen:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn,
All über die grüne Heiden,
— Frisch über die Heiden —
Viel schöner die Heime da stehn.“

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Dich und mich . . .

von Mia Munier-Wroblewska

Es ist kein Weihnachtswetter, nein, wahrhaftig kein Weihnachtswetter. Nebelregen klebt in der undurchsichtigen Luft, nimmt dem blank gefahrenen Asphalt seine Spiegelung und den vielfarbigen Lichtreklamen in der Luft ihre Leuchtkraft. Vor dem Elefanten am Eingang zum Zoo steht ein alter Herr, lang, mager, ein wenig vornübergeneigt, in einem altmodischen, reichlich abgetragenen Mantel, der immer noch den guten Schneider verrät, der ihn vor langer Zeit gebaut. Der alte Herr streift ein Paar billige Stoffhandschuhe über seine schmalen, edel geformten Hände, sieht prüfend nach rechts und links und benützt eine Lücke in der jagenden Autoreihe, um die Straße zu überqueren. Er kennt den Großstadtbetrieb ersichtlich gut, aber irgend eine Scheu oder eine tief wurzelnde Abneigung dagegen steckt wohl noch in ihm.

Nun geht er durch den feuchten Dunst, geht langsamer, zielloser als alle die eilenden Menschen, die, beladen mit Paketen, aus Bäckereien, Blumenläden und Wurstwarengeschäften stürzen nach letzten Einkäufen. Die tiefen, prachtvollen Glocken der Gedächtniskirche beginnen zu läuten. Dröhnend liegt ihr Schall in der dicken Luft. Kein Stern ist am Himmel, nur die unzähligen Lichtreklamen schreiben ihre Feuerschrift in die feuchte Schwärze. Eingefasst von hundert Gold-

perlen glühen die Fenster im Kaffee am Zoo, blutwarm, smaragden und azurblau winken Usbach Uralt, Nivea, Stollwerk Gold und Opel, aufflammend, wieder erlöschend am Weihnachtshimmel.

Schwarze Menschencharen streben von allen Seiten über die Breite der Straßen den erhellten Kirchtoren zu. Orgelbrausen bricht hervor, mischt sich dem Branden des Straßenverkehrs. Der alte Herr verweilt minutenlang auf einer geschützten Insel zwischen Straßenbahnwagen, Autobussen, Taxis und Fußgängern. Er scheint den ganzen Betrieb nicht zu sehen, hat den Kopf vorgeneigt, lauscht der Orgel, lauscht hinab in eine Tiefe und Ferne, zu der kein Verkehrsmittel der modernen Großstadt führt, die nur auf stillsten Pfaden des Kindheitsheimwehs erreicht werden können. Fast scheint es jetzt, als wolle er hinüber zu dem hell winkenden Kircheneingang, aber jählings macht er Kehrt, wirft sich in den entgegengesetzten Strom, ist so zerstreut, daß er mehrfach gestoßen und angefahren wird: „Aber so machen Sie doch Ihre Augen auf, Sie sind ja das reinste Verkehrshindernis, wahrscheinlich aus Hinterpommern . . .“

Nun treibt er in der breiten Woge, die den Tauenzien überspült, ist ganz eingeklemmt in der Menge, kommt nur langsam vorwärts . . . Die Schaufensterauslagen blenden, überbieten einander in originellen Einfällen, Raffinement der Aufmachung, Kostbarkeit. Zwischen den hunderttausend Füßen der Schreitenden läßt ein Straßenverkäufer eine groteske Dackelkarikatur auf Räderchen rollen, preist ein Blinder laut und heiser eine Tube Pebeko-Zahnpasta als schönstes Weihnachtsgeschenk an. Der alte Herr gleitet durch den Strudel, ohne die Umwelt mit wachen Sinnen aufzunehmen, er ist nur körperlich zwischen all dem wandelnden Pelzwerk, den hellbestrumpften Beinen, zwischen Basenmützen, Herrenhüten, Paketen, Seidenpapierhüllen, gepuderten Nasen und lippenstiftrotten Mündern.

Wittenbergplatz! Die Blumenstände wie abgekämpfte Schlachtfelder. Zertratene, letzte Tannenreislein auf dem schlüpfrigen Asphalt, Reste von Schnittblumen, vereinzelt Tüpfchen mit Sulpen, Maiglöckchen, Primeln. Die dicken Verkäuferinnen trotz der Übermüdung noch jederzeit zu einem derben Berliner Wiß bereit. Nun kann der alte Herr wieder stehen bleiben, denn die Beengung hat auf dem freien Platz nachgelassen. Er sieht einen schönen Edeltannenzweig an. Seine Lippen bewegen sich, als formten sie Worte. Ja, er sagt etwas vor sich hin, aber so leise, daß keiner es hören kann, und wer sollte auch Zeit haben, auf einen altmodisch gekleideten, alten Sonderling zu achten im Betrieb dieses Abends. „In der Parkede bei Marias Bank die Edeltanne!“ so sagt der alte Herr, sieht den bläulichen Zweig an, tritt an den Stand und will die Hand in seiner zarten, behutsamen Art nach dem Zweig ausstrecken, da hat eine hübsche, junge Frau ihn schon weggeschnappt. Zahlen, den Zweig nebst Handtasche und drei Päckchen unter den Arm klemmen und weiterlaufen, das ist alles in einer Minute geschehen, fort ist sie.

„Ja, da mußten Sie früher aufstehen, mein Gutester! Immer langsam voran, so kommen Sie bei mir nicht durch,“ lacht die Verkäuferin gutmütig spottend, und

auch der alte Herr lächelt, lächelt ganz fein und sehr traurig, und geht weiter, unsicher, ziellos. Da steht der Mann, von dem er alle Abend die Nachtausgabe kauft, alle Abend. Aber heute ist ein Abend, der keinen Bruder hat im langen Kalenderjahr, der ein Einziges ist. Was soll der alte Herr heute mit der Nachtausgabe?! Wie soll er über diesen Abend hinüberkommen, über diesen einen Abend des Jahres, der ein Hindernis ist in der Einförmigkeit seiner Tage, perlengrau und lichtlos wie die Tropfen, die jetzt größer zu fallen beginnen. Nein, es ist wirklich kein Weihnachtswetter.

Heute hat man auf der Redaktion schon um ein Uhr Schluß gemacht. Da ist der alte Herr als letzter aus dem dumpfen, von Häusermauern verdunkelten Hinterzimmer hinausgegangen, wo er seine Tage verbringt bei elektrischem Licht zwischen Stößen bedruckten und maschinenbeschriebenen Papiers. Die Stimmen der Tippfräuleins und Lauffungen haben ihm auf den Treppen noch zugerufen: „Frohe Feiertage!“. Er hat sein müdes Lächeln gelächelt und, die Hand höflich am Hutrand, geantwortet: „Danke, gleichfalls!“ und hat Furcht gehabt vor dem Abend, der nun vor ihm liegt, dem schwersten des Jahres.

Am Nachmittag ist der Wunsch in ihm gewesen, etwas zu unternehmen, das irgendwie von fern daran erinnert, daß er früher vielen, vielen Menschen, nächsten Angehörigen und einer großen Schar Untergebener Freudenspender war am 24. Dezember. Da ist er zu seinen vierbeinigen Freunden in den Zoo gegangen, den einzigen, die er gewonnen hat in der großen Stadt, über deren Pflaster seine müden Füße nun schon acht Jahre gehen. Zwei Stunden hat er bei den Antilopen, Hirschen, Rehen und Gemsen verbracht, und der Wärter hat ein paarmal von seiner hastigen letzten Arbeit vor den Feiertagen aufgeblickt, weil da etwas gewesen ist in der Haltung des Mannes am Gitter, in seinen Augen und seinen Händen beim Hineinreichen der Futterbrocken, das den Wärter von seiner Arbeit abgelenkt hat. Ist es das ein wenig fremdartige Deutsch gewesen, in dem der Alte leise zu den Tieren gesprochen oder der Wappenring an der blau geäderten, schönen Hand, der verlorene, hoffnungsleere Blick oder die ungewöhnliche Zutraulichkeit der Tiere, mit der sie seiner Hand entgegendrängten, auch wenn er kein Futter reichte, sondern die glatten Häufe hinter den Ohren, die Stirn zwischen dem Gehörn kraute. Und zuletzt, als der Wärter ihn aufmerksam gemacht, daß der Garten gleich geschlossen würde und die Frage hinzugefügt, ob der Herr ein großer Tierfreund sei, da hatte der Fremde dieses ferne Lächeln gelächelt und nur gesagt: „Ich besaß früher einen großen Wildpark“, was der Wärter natürlich für Aufschneiderei gehalten. Das hat der alte Herr ganz gut gemerkt an dem verstoßenen Achselzucken und Grinsen, das heißen sollte: „So siehst du mir grad aus mit deinem Mantel von vorgestern.“

Daran denkt er jetzt wieder und betritt mit seinem ziellos unentschlossenen Schritt die Bayreuther Straße. Drüben vor der Tür eines kleinen Restaurants, in dem er manchmal zu Abend ißt, steht ein Mann, den er dort schon einmal gesehen hat, der ihm damals aufgefallen ist wegen seiner einsamen Augen. Ein

breitschultriger älterer Mann mit rotbraunem Gesicht und dichtem grauen Kopf- und Barthaar. Plötzlich weiß der alte Herr ganz genau: „Der ist an diesem Abend grad so hilflos wie ich, der hat gleich mir Kinderheimat und Kinderweihnachten und die Brücken ins Jugendland verloren, wir zwei gehören zusammen.“

Alle Zurückhaltung verläßt ihn, zielbewußt strebt er quer über die Straße, steht vor dem Graubärtigen, redet ihn an: „Es wartet wohl niemand zu Hause auf Sie? Sollen wir nicht gemeinsam hineingehen und ein Glas Wein trinken?“ „Zu Hause?“ tönt eine tiefe Stimme aus dem grauen Bartgestrüpp, „das Wort gibt es nicht mehr für mich.“

„Dann passen wir zwei gut zusammen,“ lächelt der alte Herr und öffnet die Tür. Sie treten ein. Es sind nicht viele Leute drinnen. Zwei Tannenbäume mit elektrischen Flämmchen leuchten aus den Ecken, ein Grammophon spielt: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Das Gesicht des alten Herrn verzieht sich in einer Traurigkeit, die leicht für Hochmut gehalten werden könnte. Die beiden Heimatlosen schreiten in das kleine Hinterzimmer, das ganz leer ist, nehmen den gemütlichen Eckplatz, vertiefen sich in Wein- und Speisefarte. Der Kellner steht wartend daneben, tagiert still bei sich: „Der lange Weißhaarige muß ein verarmter Aristokrat sein, der stiernackige Graue sieht aus wie ein städtisch gewordener Bauer, ein ungleiches Paar. Berliner sind alle beide nicht, Hinterwäldler.“

Nun lächelt der grüngoldene Rauenthaler aus den Gläsern.

„Heimaduft,“ sagt der Graubärtige und neigt sich tief hinab zum Glase.

„Sie sind doch nicht Rheinländer?“

„Nein, meine Jugend liegt hinter den Karpathen.“

„Also Siebenbürger?“

„Und Sie? Berliner jedenfalls nicht?“

„Ich bin Balte.“

Der Graue hebt den Kopf. „Auslanddeutschtum, wie fremd kannst du dich fühlen in der deutschen Reichshauptstadt an der Spree.“

Der Balte nickt ernst. „Aber da dürfen wir das viel bewunderte, viel geschmähte Berlin nicht verantwortlich machen für unsere innere Einsamkeit.“

„Tue ich ja nicht. Ich bin in Chicago und Konstantinopel noch einsamer gewesen. Berlin ist ein guter Hafen für manches Wrack, das wellenmüde hier seinen Winkel findet, sich ungesehen verkriechen kann. Mir gibt es Brot und soviel Frieden, als ich noch erwarten kann.“

Der Balte hebt sein Glas. „Den ersten Schluck auf Deutschland! Auch wenn wir hier Fremdlinge bleiben.“ Die Gläser geben einen guten Ton.

Der Siebenbürger macht sich mit kräftigem Appetit über sein Eisbein her. „Sie sind wahrscheinlich ein baltischer Baron?“ fragt er und weist auf den Wappenring am schmalen Finger seines Gegenüber. Der alte Herr nickt leise.

„Ich war ein kurischer Großgrundbesitzer, jetzt bin ich ein welkes Blatt, das der Sturm weit fortgewirbelt hat vom Baum, aus dessen Wurzeln ich meine Kraft zog, an dem ich Frühling, Sommer und Herbst werden und gehen sah.“

„Ihr Balte seid alle Dichter, Künstler und Träumer, das ist das Aristokratische an euch. Wir Siebenbürger Sachsen sind nüchterne Tatmenschen, das macht das Bauernblut in uns. Aber in einem sind wir mit euch eins, in unserem starken Bekenntnis zum Deutschtum ohne politische Parteien.“

Zum zweitenmal klingen die Gläser zusammen.

„Sie sind wohl durch die Güterenteignung da oben verarmt?“ fragt der Graubart nach einer kleinen Pause. Er fragt das trotz seiner rauhen, kurzen Rede-weise ganz zart, um die Wunde nicht allzu schmerzhaft zu berühren.

Der Balte hebt die weiße Hand, streicht über seine eingesunkenen Schläfen, wehrt leise ab. „Die Güterenteignung war nur das Letzte. Es ist viel Blut über die stillen Wege meiner nordischen Heimat geflossen, es hat viel Feuer die Stätten unserer alten Kultur zerfressen. Es traf nicht mich allein, es traf Hunderte. Vielleicht hat es mich härter als manchen anderen hergenommen. Davon lohnt es nicht zu reden. Man lebt weiter. Nur so ein Abend wie dieser ist nicht gut.“

Der Graukopf schiebt den leer gegessenen Teller zurück. Ein Schleier sinkt über seine hellblauen Sachsenaugen. „Das ist lange her,“ sagt er mühsam, „als ich am schummrigen Weihnachtsabend in der stillen Stube saß mit meinen Brüdern und auf den Christmänn wartete. Unser kurzer, steinharter Winter hatte die Pfarrhausfenster mit Schnee vermauert, das ganze Zimmer roch nach Hanklich.“

„Was ist das?“

Da beginnt er zu erzählen, vom üblichen Weihnachtsgebäck, vom Heimatdorf im Weinland, wo der Vater Pfarrer gewesen ist, während der Großvater noch Bauer war. Darauf ist er mindestens so stolz wie der Balte auf seine sechzehn nachweisbaren Ahnen. Nebenan verstummt das Grammophon, das Lokal wird immer leerer. Die beiden Alten in der Divanecke lassen ihre Gläser zum drittenmal gegeneinander klingen. „Unsere Kindheitsweihnachten!“ sagt der Siebenbürger und dann führt er den Zufallsgegnen dieses Abends weit fort aus Berlin über die schneebedeckten Karpathen, und läßt ihn mit sich in der Dunkelheit des Christtags den Kirchhügel hinanschreiten zum Frühgottesdienst. Der Graukopf ist nun wieder ein kleiner Bub und trägt eine mit Sinngrün umwundene Krone voller Wachskerzen hügelan. Rund um ihn sind die Dorfgestalten in der uralten Tracht, die Weiber im weit abstehenden Pelzumfang mit dem Nackenbrett, das sie zu steifen Puppen macht, (des Graukopfs Augen leuchten, als er berichtet, der Pelz seiner Großmutter sei aus dem 16. Jahrhundert gewesen), die Männer in den reich gestickten Pelzröcken und die jungen Mädchen mit den hohen Sammtborten auf den glatt geschittelten Köpfen, steifzöpfig, bunt behändert, im Leinenhemd voll feinsten Stickerei aus Urgroßmutter's Tagen.

Der Balte lehnt stumm in seiner Ecke und er hört zu, wie nur wenige Leute zuzuhören verstehen, nicht nur mit den Ohren, nein, mit dem Herzen, und das, was der andere das Künstlerteil dieses hochgezüchteten, vielleicht schon überlebten Volkssplitters nennt, das sieht er trotz der knappen, nüchternen Darstellungsweise alles vor sich: das Dorf im Tal mit der Ruine der alten Bauernburg, die Schnee-

wälle an den Weinbergmauern, die wandelnden Schatten in der Morgenfrühe und die goldenen Kerzenflammen in hoch erhobenen Kinderhänden, Freudefunken in der Dunkelheit.

Und er begreift, was der Männermund nicht kundtut in seiner bäuerischen Herbheit und Zurückhaltung: daß der da gegenüber keine Brücke mehr hat ins Kindheitsparadies, daß er an diesem einen Abend des Jahres ein heimwehfranker, kleiner Bub ist. Er fragt nicht, was ihn hindert, die alte Heimat wieder aufzusuchen, er weiß, daß es viele Straßen gibt, von denen man schwer oder gar nimmer den Rückweg ins Gewesene findet. . .

Da brummt der Graukopf, als habe er die Gedanken des Genossen gelesen: „Als ich heranwuchs, war mir die Dorfwelt zu eng, da sperren mir die Berge den Blick in die Weite. Seither bin ich weit herumgekommen, habe Tränen und Sehnen, die mir nachgingen, mißachtet. Heute weint um mich keiner mehr hinter unseren Bergen. Die vergebens nach mir riefen lange Jahre, sind verstummt, sie schlafen am Kirchhügel unter Thuja und Rosmarin. Bin nun selber alt und grau, werde wohl im märkischen Sande zu liegen kommen. Man soll nicht rührselig sein, die Erde ist aller Orten unsere treue Mutter, die uns zurücknimmt in ihren Schoß.“

Er verstummt, zieht den Duft des Weines ein und scheint den Gefährten dieser Weihnacht zu vergessen, denn er wandert ja im großherlichen Weinberg zur Zeit der golden blauen siebenbürgischen Traubenlese.

Da die beiden die einzigen Gäste sind, schaltet der Kellner zwei Flammen aus, nur eine leuchtet noch, die Ecke ist in traulichem Halbdunkel. Jetzt beginnt der Balte zu reden, und er redet leise vor sich hin, als spräche er nicht zu dem andern, nein, als spräche er zu den vielen Toten, die einst seine Weihnachten reich und lebensvoll machten, als spräche er zu den stolzen Tannen seiner weiten Wälder, zu den weißen Mauern des Schlosses, zu Sälen und Ahnenbildern, zu allerlei toten Dingen, denen Tradition eine Seele gegeben, zur alten Kirche und zum Erbbegräbniß unter Blutbuchen und Edeltannen.

Der Graubärtige vermag nicht ganz zu folgen, es ist eine fremde Welt für ihn, aber sein Herz, tief versteckt unter Bärbeißigkeit und Nüchternheit, das klopft ihm gegen die Rippen und er spürt einen Hauch der großen Tragödie, die hinter dem weißhaarigen, schmalen Mann mit den Vergangenhitsaugen steht. Mehrfach vernimmt er einen Mädchennamen, und in einer Pause fragt er bescheiden, ehrfurchtsvoll: „War Maria Ihre Frau?“

„Auch meine Frau hieß Maria, aber die, von der ich sprach, war meine Großtochter. Achtzehn Jahre war sie alt, als die Bolschewiken sie in Riga im Zentralgefängniß erschossen vor dem Einzug der Weißen Armee.“

Wieder ist es eine Weile still, dann erhebt sich der alte Herr. „Ich würde gern noch ein Stündchen durch den Tiergarten gehn. Ich mag keinen Berliner Kellner mehr sehn.“

Der Graukopf begleitet ihn, paßt seinen immer noch ungestümen Schritt der

langsamem, ein wenig steifem Gangart des Gefährten an. Es ist stiller geworden auf Straßen und Plätzen. Aus vielen Fenstern der vornehmen Häuser zwischen Kurfürstenstraße und Lützowplatz fällt der flimmernde Glanz der Christbäume, hier und da hört man Gesang von Weihnachtsliedern.

An der Herkulesbrücke spricht ein Mädchen die beiden an. Im freideweissen Gesicht zwischen dem tief gerückten Hütchen und dem hohen Kragen des dünnen, knielangen Mäntelchens ist nur ein breiter korallenroter Mund sichtbar.

Der alte Herr sieht ihr nach, wie sie am Brückengeländer hinstreicht geschmeidig, flink, hungrig. . . „Widerwärtig“, knurrt der Graukopf.

Nun nimmt der Tiergarten die beiden auf. Es regnet nicht mehr. Schwer hängt der Nebel um Strauch und Stamm. Das Geräusch der Stadt hinter ihnen ist nur noch wie das ferne Brausen einer Feuersbrunst oder des Meeres. Tropfen fallen dumpf von den Ästen, im Laternenlicht glitzern die tausend Regenperlen im dünnen Gezweig.

Auf einer Bank hockt ein Häuflein Verkommenheit. Reste einer schätzbaren Warenhauselanz! Der stiere Blick des typischen Kokainisten glotzt aus kalkig zermürbtem Gesicht zu den Vorüberschreitenden. Eine Hand streckt sich schamlos heischend vor. Der alte Herr zieht die Börse und legt einen Schein in die krallenartig gespreizten Finger.

„Das soll man nicht tun,“ tadelt im Weitergehn der andere, „wenn so was sich am nächsten Baum aufhängt, ist es besser, als wenn es morgen mit Ihrem Gelde tiefer in Rausch und Verblöding fällt.“

„Ich habe niemanden zu beschenken,“ entschuldigt sich der alte Herr.

„So schien es mir auch.“ Der Graukopf gibt jetzt das Geheimnis seines Nachmittags preis, brummig und verschämt zugleich. „Da fiel mir ein, man könnte den Kindern eines Waisenhauses was bringen, und ich kaufte eine Süte Pfefferkuchen, so groß, als ich schleppen konnte, und fuhr hin. Eine Schwester saß mit mehreren Kindern am Fenster, die sagte mir hernach, als die Kleinen mich haben kommen sehn, haben sie in die Hände geklatscht und gefragt: Ob der gute Mann wohl etwas für uns bringen könnte?“

Der alte Herr denkt an die zutraulich tiefen, klugen Augen der Rehe und Gemsen, aber er schweigt davon, denn die meisten Menschen sagen ja wohl, Kinder seien viel mehr als unbeseelte Tiere, und er fühlt sehr wohl, daß der Gefährte ihm überlegen ist in allen Fragen des werktätigen Lebens, daß er selber nur noch abseitige Wege gehen kann, die andern töricht und zwecklos erscheinen. Er hebt den Blick zum Himmel. Da ist über dem weißlichen Lichtnebel, den Berlin hoch hinauffendet, ein kleiner, silberner Stern erwacht. Stumm deutet er hinauf. Beide bleiben stehen und schauen den fernen Stern an, der aus der Ewigkeit winkt wie einst sein hellster Bruder über Stall und Krippelein, wie die Sterne ihrer eigenen Jugend über den Schneehauptern der Karpathen und Kurlands Nadelwäldern.

Am Brandenburger Tor besteigen sie die Straßenbahn zur Rückfahrt in den Westen, wo beide wohnen. Sie müssen natürlich stehen im überfüllten Wagen.

Lauter festliche Gesichter rundum, Blumen in Seidenpapierhüllen, kleine, künstliche Bäumchen mit winzigen Kerzchen, viele Kinder, beladen mit Geschenken, heimfahrend von Bescherungen bei Großeltern, guten Onkeln oder Tanten; glühende Backen, erregt blanke Augen. Dicht vor dem alten Herrn sitzt eine Frau in Trauerkleidung. Der starre Kreppschleier verdeckt ihr Gesicht. Sie hält ein etwa vierjähriges Mädchen auf den Knien. Übermüdet ist der Kinderkopf an der Mutter Brust gesunken. Im Schlaf noch hält das Fäustchen krampfhaft einen ersichtlich funkelnagelneuen Teddy mit türkisblauer Seidenschleife. Im Mundwinkel haftet ein klein bißchen Schokolade.

„Aufwachen, Mariechen, wir sind gleich zu Hause,“ mahnt es unter dem Kreppschleier. Das Kind murmelt schlaftrunken: „Mama sagt, für dich auslernen und aussagen. Mutti.“ Der alte Herr neigt den Kopf, und auch der andere, der den vielen Kindern bisher keinen Blick geschenkt, heftet seine hellblauen Augen unter dem grauen Gebüsch der Brauen auf das heißgeschlafene Gesichtchen. Sie müssen sich anstrengen, um in den Geräuschen des Wagens und des hereindringenden Gewoges vom Potsdamer Platz dies verschlafene Kinderstimmchen zu erfassen, das sein Weihnachtsgedicht eilig und ausdruckslos wiederholt:

„Nun er liegt in seiner Krippen,
ruft zu sich dich und mich,
spricht mit süßen Lippen:
Lasset fahren, lieben Brüder,
was euch quält, was euch fehlt,
ich bring alles wieder.“

Eine Hand mit einem Taschentuch fährt eilig unter den Kreppschleier. Dann steht die Frau auf, der Graukopf nimmt ihr das Kind ab. „Ich reich Ihnen die Kleine raus, die kann ja nicht mehr fest auf den Füßen stehn.“

Gedränge ohne Ende, Aus- und Einsteigen. Auch der alte Herr schiebt sich zum Ausgang. Sein Gefährte hat gesagt, daß er an der nächsten Haltestelle heraus müsse. Sie schütteln sich nur stumm die Hände. Zu sagen haben sie sich nichts mehr. Der gefürchtete Weihnachtsabend ist vorüber. Sie haben sich gegenseitig geholfen, gehn nun auseinander, haben die beiderseitigen Adressen nicht erfragt. Wozu auch?! Nur Schicksalsgleichheit an diesem einen Abend führte sie zusammen, wahrscheinlich werden sie einander nie wiedersehen.

Ihre Augen halten sich fest einige Sekunden lang, dann hält der Wagen, der Graukopf steigt ab, andere drängen nach, schon ist seine stämmige Gestalt von einer Menschenwooge verschluckt. Der alte Herr spürt plötzlich die feuchte Kälte bis ins Mark, er schwankt leicht, muß sich an der Metallstange der Plattform halten.

Nun hat auch er den Wagen verlassen, schreitet durch die totenstille Reithstraße und ist weit fort, ist in einem Schloßzimmer, sieht ein letztes Lichtchen im Lannengezweig, riecht Harz- und Wachsduft; die große Stube ist zur Laube geworden durch die Schattenzeichnung der Tannenäste an Wänden und Stuckdecke.

Leises Gligern von Engelhaar und Rauschgold, das silberdünne Klirren einer von der Wärme des letzten Flämmchens bewegten Glasflugel, dann verzittert, dann löscht die Freudenflamme des seligsten Abends.

Der alte Mann steht vor der Tür des großen Miethauses, im dem drei Treppen hoch ein kleines Zimmer seine unpersönliche, gleichgültige Schlafstätte, nicht sein Heim bildet. Da kommt ihm noch einmal die verschlafene Stimme des fremden Kindes:

Nun er liegt in seiner Krippen,
ruft zu sich dich und mich.

Eine Gemeinschaft tut sich auf. „Ruft zu sich dich und mich. . .“ Wen denn? Den Siebenbürger, der in Amerika die Heimatbrücken zerbrach und doch an diesem Abend Kinderheimweh brennen spürte, — den Blinden mit der Pebeke-Zahnpasta, — die dicke Blumenverkäuferin, — jeden Straßenbahnschaffner, der ihm heute den Fahrchein gelocht hat, — den Kellner, der den Wein brachte, — all die hundert und Tausend Feiernden, Schenkenden und Beschenkten, — den Wärter bei den Antilopen und Rehen, — das Mädchen mit den Korallenlippen, — den Rotainisten auf der Tiergartenbank, die ihm Nachtlager ist, — die Frau unter dem Kreppschleier, — das heißbäckige Mariechen mit dem weißen, neuen Teddy. . .

Mariechen! Der Name gibt einen scharfen Stich. Er steckt den Schlüssel ins Türloch, hebt noch einmal den müden Blick. Der kleine Stern winkt, ruft zu sich dich und mich, . . . alle, auch euch, meine Toten, alle, alle.

Maria, sei gegrüßt! UJ / Central University Library Cluj

Lasset fahren, lieben Brüder
was euch quält, was euch fehlt,
ich bring alles wieder.



Eine Gesamttagung der Siebenbürger Sachsen

Es ist erstaunlich, eine wie große Zahl von Siebenbürger Sachsen aller Berufsclassen in der ganzen Welt zu treffen ist. In Nordamerika allein sind es etwa 25.000, in Budapest sollen über 1500 leben! Dabei wahren sie die Anhänglichkeit an die alte Heimat und ihr engeres Volkstum, überall, wo sie sich in größeren Gruppen treffen, sind sie musterhaft organisiert. In den Vereinigten Staaten haben sie ihre eigene Zeitung (das „Siebenbürgisch-amerikanische Volksblatt“), ihre Bank, ihre Vereinshäuser, ihre eigenen evangelischen Kirchengemeinden usw.

Es ist nun der Plan aufgetaucht, einen Heimattag des gesamten über die Erde zerstreuten Volkstums gelegentlich der Vereinstage in Kronstadt zu veranstalten. Von den zuständigen Stellen ist folgende Einladung ausgegangen:

Die Unterzeichneten geben sich die Ehre, die außerhalb Siebenbürgens lebenden

Landsleute und alle außerhalb Siebenbürgens bestehenden siebenbürgisch-sächsischen Vereine zu den vom 6. bis 8. September in Kronstadt stattfindenden Vereinstagen herzlichst einzuladen. Die diesjährigen Vereinstage werden sich zu einer wirksamen Rundgebung des Zusammengehörigkeitsgefühls aller Glieder unseres Volkes — daheim und draußen — gestalten. Die Durchführung der geplanten Besuchsfahrt ist dem Deutschen Kulturamt in Hermannstadt übertragen worden.

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde: D. Dr. Friedrich Teutsch, Bischof, Vorsitzender.

Der siebenbürgische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung: D. Dr. Friedrich Teutsch, Bischof, Vorsitzender.

Der Allgemeine evangelische Frauenverein: Hilda Schullerus, Vorsitzende.

Das Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde A. B. in Kronstadt: Dr. Viktor Glondys, Stadtpfarrer.

Das Deutsche Kulturamt in Hermannstadt wiederholt diese an alle außerhalb Siebenbürgens lebenden Landsleute gerichtete Einladung auf das allerwärmste und übernimmt freudigst die organisatorische Durchführung des Besuches in der Heimat, denn es hält eine Veranstaltung, die das Gemeinschaftsgefühl aller Siebenbürger Sachsen zu festigen berufen ist, für überaus wichtig und zeitgemäß. Die Heimat will sich ihrer Söhne, die in fremder Umgebung ihrem sächsischen Namen Ehre machen, freuen und Trost und Kraft schöpfen aus dem Bewußtsein, daß die im Auslande weilenden Siebenbürger, deren Zahl größer ist, als man ahnt, ihrem Volkstum unter allen Umständen treu geblieben sind und ihren Platz als Deutsche überall ausfüllen. Die Heimat ist stolz auf ihre Söhne und Töchter in der Fremde und sucht eine Gelegenheit, bei der das Zusammengehörigkeitsbewußtsein spontan zum Ausdruck kommen und zum erstenmal eine große Heerschau unseres Gesamtvolkstums abgehalten werden soll. Wir hoffen aber, daß auch die zu Besuch kommenden Landsleute von der Tagung reichen Gewinn davontragen werden, und deshalb hat das Deutsche Kulturamt bei der Festlegung des Programms darauf geachtet, daß der Besuch nicht nur aus einer Reihe von Festlichkeiten bestehe, sondern daß unsere im Auslande lebenden Volksgenossen bei dieser Gelegenheit eingehend bekannt gemacht werden sollen mit der gegenwärtigen Lage unseres Volkes, damit sie, heimgekehrt, selbst ein richtiges Bild in sich tragen und anderen Landsleuten berichten können. Deshalb hat das Kulturamt vor den Kronstädter Tagen eine in Hermannstadt abzuhaltende Arbeitstagung vorgesehen, während welcher die führenden Männer unseres Volkes Vorträge über die verschiedenen Gebiete der völkischen Arbeit in Kirche und Schule, Wirtschaft, Politik usw. halten werden. Durch Aussprachen und Einzelberatungen, durch Führungen und Ausflüge und sonstige Zusammenkünfte soll der Einblick in die jüngste Vergangenheit und die gegenwärtige Lage unseres Volkes vertieft werden. So hoffen wir, daß ein geistiges und gemütliches Sich-Wiederfinden mit der Heimat stattfinden wird, daß auch manches, was in der wirrvollen Entwicklung

der letzten Jahre, von außen gesehn, unverständlich blieb, klarer erfasst werden kann. Wir hoffen aber auch, daß die Landsleute durch ihre Anwesenheit in der Heimat unserer eigenen so oft bedrückten Stimmung neuen Auftrieb geben werden. Sie bringen aus der großen Welt eine frischere Luft zu uns herein, sie bestärken uns in dem Bewußtsein, daß wir doch nicht ganz verlassen sind. Jedenfalls bitten wir alle Volksgenossen versichert zu sein, daß sie überall auf das freudigste begrüßt und empfangen werden! Wir hoffen, daß auch alle außerhalb Siebenbürgens bestehenden sächsischen Vereine offizielle Vertretungen zu der Tagung schicken und dadurch wirksam zum Ausdruck bringen werden, wie festgeschlossen in aller Welt das Siebenbürger Sachsen_tum da steht!

Rundschau

Kalender des Auslandsdeutschtums

Zum Übergang vom alten in das neue Jahr ist es wiederum Pflicht, der Jahresweiser zu gedenken, die das Auslandsdeutschtum auf den Markt bringt. Beginnen wir von uns her als Ausgangspunkt die Reise zu schlagen, so soll dies nicht liebe Eitelkeit sein, sondern rein geographisch die Dinge irgendwie zu ordnen versuchen.

Hermannstadt legt drei Publikationen vor. Da ist zunächst einmal der „Neue Volkskalender für Stadt und Land,“ den der Verlag Krafft & Drotleff N. S. für 1930 zum einundvierzigsten Male herausbringt. Handlich in der Form, umfassend im Inhalt, gibt dieser bereits überall bestens akkreditierte „kleine Grüne“ auf 224 Seiten kalendariß Nötiges, Astronomisches, Amtliches und bietet zudem eine reiche Fülle von Dingen, die dem völkischen Gedanken und der völkischen Erziehung zu dienen wohl geeignet sind. Nahezu drei Viertel des ganzen Kalenders sind damit angefüllt. Derselbe Verlag bringt aber außerdem noch den von Senator Ernst Jekelius redigierten „Kalender des Siebenbürger Volksfreundes“ heraus. Diese Publikation erscheint sogar im einundsechzigsten Jahrgang und enthält die neue Ausgabe des „Jahrbuches der Deutschen in Rumänien für 1930,“ das diesmal besonders umfangreich gestaltet ist und alles Wissenswerte über das Deutschtum Rumäniens sowie eine Fülle von Material zum Weltdeutschtum beibringt. Dieser Kalender des bekannten Hermannstädter Publizisten erfüllt nun allerdings wesentlich höhere Ansprüche. Leider ist dem Werkchen ein Inhaltsverzeichnis nicht beigegeben. Eröffnet wird der Reigen der literarischen Beiträge mit des Sachsenbischofs D. Dr. Fr. Teutsch: „Die Gedentjahre der Reformation,“ worauf Anna Schullers feinsinnige Dichtung: „Maria“ folgt. Es ist nicht möglich, jeder einzelnen der gleich wertvollen Arbeiten, deren Zusammenstellung und Einfügung die kundige Hand des erprobten „Kalendermannes“ auf jeder Seite verrät, im besondern zu gedenken. Es ist eine sehr erfreuliche Veröffentlichung. Wesentlich schlichter gibt sich dagegen, dafür aber sehr lustig, der „Kalender für das

Jahr 1930“ des Verlages der alten „Neppendorfer Blätter,“ die jetzt „Lustige Welt“ heißen. Hier dominiert der Witz in Wort und Bild.

Aus dem rumänischen Banat liegt mir im Augenblick der „Landsmann-Kalender,“ der diesmal zum fünften Male im Verlag der „Arader Zeitung“ von deren Chefredakteur und Herausgeber Mik. Bitto bearbeitet erscheint. Auch dieser Kalender enthält, auf die besonderen Belange des Banates eingestellt, eine Menge des sowohl allgemein als auch völkisch Wissenswerten und Erziehlichen, und es sind ihm eine große Anzahl von Bildern beigegeben, deren Reproduktion nur leider gerade in dem mir zugänglichen Exemplar an Deutlichkeit viel zu wünschen übrig läßt. Auch unser „Deutscher Volkskalender für Bessarabien“ ist schon erschienen. Dieser vom Verlag der „Deutschen Zeitung Bessarabiens“ herausgebrachte Jahresweiser enthält auch in diesem Jahre wiederum sein überaus wertvolles, statistisches Material, das jede Gemeinde Bessarabiens und jedes Dorf in der Dobrudscha erfaßt, und wird auch darüber hinaus durch seine Ortschroniken und sonstigen wertvollen Beiträge eine unschätzbare Fundgrube für Untersuchungen über das Deutschtum in diesem östlichsten Teile Rumäniens. Nach dem Norden Rumäniens führt uns der „Deutsche Kalender für die Bukowina,“ herausgegeben vom Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina, redigiert von Dr. Franz Lang. Auch dieser Kalender erhebt kulturpolitische Ambitionen, und, was mehr wert ist, er erfüllt sie. Auf 162 Seiten gibt er Kunde vom völkischen Leben der Bukowinaer Deutschen. Er enthält eine eigene Chronik des Deutschtums in der Bukowina, reiche Beiträge aus der heimischen Literatur und nimmt vor allem auch beherzt die Fäden zum Weltdeutschtum auf. Ein bereedies Zeugnis von der Aktivität des Deutschtums im Buchenland legt die Liste der im „Deutschen Hause“ in Czernowitz an den Sonntagnachmittagen gehaltenen „Deutschen Volksbildungsvorträgen“ des Jahres 1929/30 ab.

Mit dem vom „Schwäbisch-Deutschen Kulturbunde“ in Neusatz herausgegebenen „Deutschen Volkskalender 1930“ gelangen wir bereits in das benachbarte Jugoslawien, wo der andere Teil unserer Schwaben siedelt, nachdem das Banat durch den Vertrag von Trianon (unorganisch genug) zerschnitten wurde. Der Redakteur des Kalenders, Johann Refz, Obmann des „Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes,“ gibt dem Buche ein Geleitwort mit: „Zehn Jahre!“ worin gesagt wird, der „Deutsche Volkskalender“ „hielt was er versprochen: er wurde und blieb das völkische Jahrbuch, das Familien- und Heimatbuch des deutschen Volkes in Südslawien,“ und das außerdem Refz Bekenntnis zum unerschrockenen Deutschtum enthält: „Treue Arbeit um unser deutsches Volk will der Kalender auch in Zukunft verrichten . . . Helft mit, den Geist zu stärken und die Herzen zu stählen, damit unseres Volkes Bestand und Glück gesichert werde! Ich will, wie bisher auch, Kamerad und Wegweiser sein!“

Der „Ungarländische deutsche Volksbildungsverein“ bringt diesmal im 6. Jahrgang in der Redaktion von Johann Faul-Farkas seinen „Deutschen Volkskalender für das Jahr 1930.“ Die Gegenseite eines jeden Monatskalendariums ist mit prachtvollen photographischen Reproduktionen aus dem Gebiete des ungarländischen Deutschtums geschmückt, und so gewinnt dieser Jahresweiser sofort auf den ersten Seiten

ein besonderes ansprechendes Außere, das sogleich in das eigentliche Gebiet des ausland-deutschen völkischen Lebens einführt. Das Geleitwort schrieb kein Geringerer als Exzellenz Dr. Jakob Bleyer, und Gedanken klingen darin auf, die wahrhaft erschütternd wirken. Im übrigen reiht sich diese sechste Auflage ihren fünf Vorgängern würdig an, und wird durch schöne Bildreproduktionen besonders geziert.

Aus dem Gebiete der Tschechoslowakei liegt mir vor das „Turner-Jahrbuch des Deutschen Turnverbandes mit Zeitweiser für 1930,“ als 6. Jahrgang im Auftrage des Deutschen Turnverbandes herausgegeben von J. Ulrich, Teplice-Schönau. Dieses Bändchen, drucktechnisch und buchtechnisch überaus reizvoll ausgestattet, atmet einen frischen deutschen Geist. Ein klarer Zug von Bergesluft und Höhenreinheit durchweht das Ganze, und in dem Werkchen findet der Turner alles für seine Verbände und sein Deutschtum Wertvolle; die Publikation erfüllt ihren Leitspruch: „Wir wollen mit freudigem Mute schaffen für Volk und Vaterland, keinen Gedanken zu hoch halten, keine Arbeit zu langsam und mühevoll, keine Unternehmung zu kleinlich, keine Tat zu gewagt und keine Opfer zu groß“ (Fr. L. Jahn 1814).

Aus Posen kommt der „Evangelische Volkskalender für das Jahr 1930,“ herausgegeben zum Besten der Evangelischen Diakonissen-Anstalt in Posen von dem Anstaltsgeistlichen Pastor M. Sarowy, diesmal im siebzigsten Jahrgang. Auch heuer entspricht der Kalender den hohen Anforderungen, die er sich selbst durch sechs Dezennien nun stellte, und gibt den evangelischen Kreisen Posens Anregung, Belehrung, Erbauung und wertvolle Unterhaltung. Besonders hinweisen möchte ich auf die schönen Bilder, die ausnahmslos technisch einwandfrei reproduziert sind. Weiterhin ist erschienen: „Landwirtschaftlicher Kalender für Polen für das Jahr 1930,“ herausgegeben „vom Verband deutscher Genossenschaften in Polen,“ Verlag des Landwirtschaftlichen Zentralwochenblattes für Polen,“ elfter Jahrgang redigiert von L. Karzel. Über diesen „Landwirtschaftlichen“ Kalender, der, traditionsgemäß, mehr als das ist, braucht eigentlich wenig gesagt zu werden. Es ist schlechterdings richtunggebend und vorbildlich für alle Veröffentlichungen dieser Art. Es ist kein Wort des Lobes zu hoch gegriffen, wenn man schildern will, wie redaktionell, drucktechnisch, kurz also nach innen und außen, diese Gabe von Wert ist. Hier ist das, was man für den angegebenen Zweck als ein Idealbild in der Forderung zeichnen wird, im wesentlichen tatsächlich schon erreicht. Und das ohne alle Prätension und gleichsam mit stiller Selbstverständlichkeit.

Und soweit eine Steigerung dieser Trefflichkeit, vor allem nach der rein kulturpolitischen Seite, noch möglich ist, so liegt diese vor im „Jahrbuch des baltischen Deutschtums in Lettland und Estland“ für 1930, herausgegeben von der deutsch-baltischen Volksgemeinschaft in Lettland in Gemeinschaft mit dem Verbands deutscher Vereine in Estland, Verlag der Buchhandlung G. Löffler, Riga. Hier finden sich die besten Namen des Baltentums auf diesen zweihundert Seiten vereinigt, und jene geben ein farbenreiches und vollständiges Bild von deutsch-baltischer Kulturarbeit in Lettland und Estland, von baltischer Arbeit in Deutschland, von deutsch-baltischer Studentenschaft, von Vergangenheit und Gegenwart, wobei Chronik, allgemeine und Bevölkerungs-Statistik von berufener Feder ihre lückenlose Darstellung finden, und karto-

graphisch und in beschreibender Form die deutsch-baltischen Organisationen und Institutionen behandelt werden. Dabei ist außerdem aber auch ein großes Gewicht auf die buchtechnische Ausstattung des Jahrbuches gelegt worden. Das Kalendarium schmücken die Bilder der deutschen Städte und Stätten und der Text selbst ist durch schöne Illustrationen reich belebt.

Abgeordneten Dr. Ghiza Pop's Studienreise in Minderheitsfragen

Dr. Ghiza Pop, der von der rumänischen Regierung zum Zwecke des Studiums der Minderheitenfrage in das Ausland entsendet worden war, ist von seiner Reise zurückgekehrt. Er besuchte Italien, Österreich, Kärnten, Finnland, Lettland, Estland und Polen und bedauert, daß er seinen Besuch nicht auch nach der Tschechoslowakei, Ungarn und Deutschland ausdehnen konnte. Über die Ergebnisse seiner Reise wird Dr. Ghiza Pop einen genauen Bericht seiner Regierung vorlegen. Bemerkenswert ist seine Äußerung, daß er gelegentlich des fünften Minderheitenkongresses in Genf eine große Mäßigung von seiten der Minderheitenvertreter bemerkte.

Die Sammlung des zum Studium notwendigen Materiales war sehr schwierig, da die Minderheiten mit Ausnahme der Deutschen in Estland und Lettland fast nirgends straff organisiert sind. Große Dienste leisteten dem Abgeordneten die Herren Dr. Werner Hasselblatt in Reval und Dr. Paul Schieman in Riga dadurch, daß sie ihm alles auf die Minderheiten bezughabende Material auf das höflichste zur Verfügung stellten. Dr. Pop hat sich mit der deutschen und französischen Sprache überall verständigen können. Seiner Meinung nach gibt es nur wenige Staatsmänner, die sich der außerordentlichen Wichtigkeit des Minderheitenproblems bewußt sind.

Ideale und — kurze Lösung des Minderheitenproblems durch einen rumänischen Volksschullehrer

Auf einer Lehrerversammlung in Urad gelangte der Referent, Lehrer Chereşteanu zu folgendem Schlußsatz hinsichtlich der Minderheitenfrage im Schulwesen: „Es ist am zweckdienlichsten, wenn jeder Bewohner eines Landes das Vaterland in seiner Muttersprache lieben lernt.“

Der internationale Verband der europäischen Minder- heitsjournalisten

Im September 1929 hat in Genf, wie schon berichtet, die Gründung des Verbandes der europäischen Minderheitsjournalisten stattgefunden. An ihr haben sich Pressevertreter der aller verschiedensten Nationalitäten und aus fast sämtlichen Staaten, in denen nationale Minderheiten leben, beteiligt. Der Verband, an dessen Spitze ein

Präsidialauschuß unter Vorsitz des ehemaligen slowenischen Abgeordneten im italienischen Parlament Dr. G. Vesednjak steht, entwickelt bereits eine wachsende Aktivität.

Der Verband ist nichtpolitisch, er hat lediglich die Wahrung der materiellen und moralischen Interessen der europäischen Minderheitsjournalisten, sowie die Wahrung des Ansehens der europäischen Minderheitenpresse zum Zweck. Diese Ziele sollen durch gegenseitige solidarische Unterstützung und durch Schaffung von dauernden Beziehungen zwischen den Minderheitsjournalisten der verschiedenen europäischen Länder erreicht werden. Die Abhaltung von Kongressen, die Organisation von gegenseitigen Besuchen, wodurch die Lebensbedingungen der einzelnen Minderheitsvölker an Ort und Stelle kennengelernt und erforscht werden sollen, die Beschaffung der zu diesem Behufe notwendigen materiellen Erleichterungen für die Mitglieder, gehören zu den unmittelbarsten Aufgaben des Verbandes. Speziell soweit es sich um eine der wesentlichsten Voraussetzungen im Leben und Beruf der Journalisten, das Reisen in anderen Ländern und Gebieten, handelt, wird den weitgehenden Erleichterungen materieller Art besonderes Augenmerk zugewendet. Gerade für den Minderheitsjournalisten gehört ja das Reisen zu den unbedingten Voraussetzungen einer ersprießlichen Arbeit. Die Leitung des Verbandes ist bereits mit verschiedenen Regierungen in Verhandlungen über die Gewährung von Ermäßigungen bei Eisenbahnfahrten ihrer Mitglieder getreten, und es läßt sich schon heute mit Bestimmtheit sagen, daß eine ganze Reihe von Staaten diese Freikarten oder Ermäßigungen gewähren wird. Für die nächste Völkerbundversammlung bereitet der Verband die Einrichtung einer besonderen Vertretung in Genf vor, welche die Erlangung der verschiedensten Begünstigungen für den Besuch der nächsten Völkerbundtagung ermöglichen soll. Hierbei geht die Leitung des Verbandes von der Anschauung aus, daß für die Redakteure der Minoritätenblätter das Kennenlernen der internationalen Fragen und Zusammenhänge, die Anknüpfung von Beziehungen usw. während der Völkerbundversammlung von ganz besonderer Bedeutung ist. — Weiter ist der Verband bestrebt, den Mitgliedern eine Förderung ihrer Ausbildung für ihre besonderen Aufgaben zuteil werden zu lassen. Neben der Organisation von Besuchsreisen soll in Zukunft die austauschweise zeitweilige Unterbringung verschiedener Berufskollegen bei Redaktionen anderer Minderheitsgebiete angestrebt werden. Auch die Gründung von Stipendien und sonstigen Stiftungen soll späterhin ins Auge gefaßt werden. Der Verband will es vor allem auch ermöglichen, daß endlich auch die Minderheitsjournalisten eine Vertretung in den internationalen Journalistenverbänden erlangen. Die Voraussetzung hiefür ist aber die Sammlung und Konzentration der Minoritätenjournalisten in einem eigenen Verband.

Eine weitere Aufgabe des Verbandes wird im Austausch von Mitteilungen über die Presse und die Berufskollegen der einzelnen Länder bestehen. Auf diese Weise soll ein Schutz vor Organen und Elementen erzielt werden, die mit den Minoritäten und ihrer Presse in Wirklichkeit nichts zu tun haben. Mit dieser Arbeit hat der Verband durch die Anlage eines Katasters aller Zeitungen und Pressevertreter der europäischen Minoritäten bereits begonnen. Durch die in den

Statuten vorgesehene Ausarbeitung einer Ehrengerichtsordnung will der Verband zur Wahrung der Berufsethik beitragen und den Schutz gegen Verleumdungen, Falschmeldungen und Verdrehungen erleichtern.

Der Verband ist bestrebt, in den einzelnen Ländern lokale Vereinigungen der Minderheitenjournalisten ins Leben zu rufen, die gleichzeitig als seine Sektionen gelten werden. Solange in einem Lande oder für eine Nationalität solche lokale Gruppen nicht bestehen, ernennt der Vorstand des Verbandes zur Vertretung der Verbandesziele Vertrauensleute. Vertrauensmann für die deutschen Minoritätenjournalisten Rumäniens ist Direktor H. Plattner, Hermannstadt.

Die Abhaltung der ersten allgemeinen Tagung der Minderheitsjournalisten ist für den nächsten Herbst geplant. Bei dieser Gelegenheit wird sich erweisen, daß, wenn erst Hunderte von Pressevertretern aus allen europäischen Minderheitsgebieten organisiert sind, sie einen bedeutsamen internationalen Faktor darstellen werden, über den die europäische Öffentlichkeit sich nicht ohne weiteres hinweg setzen können.



Bücherschau

Kurt Bauer: Helden der Arbeit. Ein Buch vom deutschen Seebauer Chiles. Stuttgart 1929, Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft (Schriften des Deutschen Auslandsinstituts, A: Kulturhistorische Reihe, Band 23).

Die ganz ausgezeichneten Monographien des Deutschen Auslandsinstituts haben hier eine äußerst wertvolle Bereicherung erhalten. In packender Darstellung läßt Kurt Bauer die vor einem Dreivierteljahrhundert erfolgte Ansiedlung am Manguihne-See, die Entwicklung der Stadt Pto. Montt und die seelische Gestaltung des Ansiedlertums zu einer Gemeinschaft an uns vorüberziehen. Unter „Seebauer“ ist der Kolonist zu verstehen, der sich um den großen See angesiedelt hat.

Wichtige Bücher über das Auslandsdeutschtum. Stuttgart 1929, Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft.

Das Büchlein ist wie so manche Veröffentlichung des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart so recht für die Praxis bestimmt, mit dem gesunden Blick dafür, was aus der verwirrenden Fülle des im letzten Jahrzehnt über das Auslandsdeutschtum ergoffene Schrifttum auch wirklich brauchbar erscheint. In diesem Sinn wirkt die Literatur-Auswahl des Auslandsinstituts wirklich erlösend und erleichtert jedem damit Beschäftigten die Arbeit.

Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Dargestellt von Dr. Otto Stolz, Staatsarchivar und Univ.-Prof. in Innsbruck. Herausgegeben von dem Institut für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck und der Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturbodenforschung. Leipzig, Verlag R. Oldenbourg. Soeben erschien Band II: Die Ausbreitung des Deutschtums im Bozner Unterland und Aderetsch sowie in den deutschen Gemeinden im Nonsberg und Fleimstal 346 Seiten, 17 Lichtdrucktafeln, Gr.-8°. 1928. Broschiert Rm. 14'50. Früher erschien Band I: Einleitung und Geschichte der deutsch-italienischen Sprachen-, Völker- und Staatenscheide im Etschtale. 263 Seiten, 1 Karte, Gr.-8°. 1927. Broschiert Rm. 10'50.

Seitdem Italien im Jahre 1918 Südtirol in Besitz genommen und seiner Herrschaft unterworfen hat, erhebt sich hüben und drüben die Frage nach der Berechtigung dieser Herrschaft. Italien, seine Regierung und öffentliche Meinung, behauptet, daß Südtirol geographisch zu Italien gehöre, seine Bevölkerung zwar einzelne germanische Einschübe erhalten, hauptsächlich aber durch die Mittel politischer Herrschaft ein nur äußerlich deutsches Gepräge angenommen habe. Die deutsche Wissenschaft hat gegen diese Entstellung der geschichtlichen Wahrheit in zahlreichen längeren und kürzeren Aufsätzen Einspruch erhoben. Es fehlte aber bisher noch eine geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol, die streng auf den Urkunden und sonstigen schriftlichen Quellen aufgebaut ist und alle einschlägigen Fragen im Range ihrer Bedeutung gleichmäßig berücksichtigt. Diese Lücke auszufüllen und damit die wissenschaftlichen Unterlagen für eine gerechte und objektive Würdigung dieser brennenden politischen Streitfrage zu liefern, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes. Im ersten Bande werden die Mittel und Wege der Forschung sowie die Herausbildung der deutsch-romanischen Volkstums- und Staatenscheide im Bereiche von Südtirol im allgemeinen dargestellt. Infolge der Eigenheit des ihr zugrunde liegenden Quellenmaterials bietet die Darstellung zugleich einen ungemein wichtigen und interessanten Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache, der Genealogie, Siedlungsgeschichte und Ortsnamenkunde. Der zweite und der in Vorbereitung befindliche dritte Band behandelt die Ausbreitung des Deutschtums in den einzelnen Teilgebieten von Südtirol an Hand der einschlägigen Urkunden. Landkarten sowie Auszüge (Regesten), Abdrücke und bildliche Wiedergaben von Urkunden unterstützen und veranschaulichen die Ausführungen des Verfassers.

Prof. Dr. Anna Siemsen: Literarische Streifzüge durch die Entwicklung der europäischen Gesellschaft. 2. Auflage. 288 Seiten mit 54 Porträt-Abbildungen. In Halbleinen Rm. 5.50, in Ganzleinen Rm. 6.50. Urania-Verlag, Jena.

Unsere papierfelle Zeit drückt soviel Verschiedenartiges in Goldschnitt und Luxus-einband, daß man die wahrhaft guten Bücher, die so selten sind, dem bürgerlesenden Publikum nicht deutlich genug unter die Nase halten kann. Zu den Büchern, die in jeder Bücherecke, in jedem Bücherschrank des Arbeiters Aufnahme finden sollten, gehört an erster Stelle wohl Anna Siemsen: „Literarische Streifzüge“, die soeben in zweiter Auflage im Urania-Verlag, Jena, erschienen sind. Das Buch gibt mehr als sein Titel sagt. Es ist eine Art europäische Literaturgeschichte, die mit dem herkömmlicher Weise mitgeschleppten Wust aufräumt. Weitestes Verständnis für alles Menschliche, unbestechliches Durchschauen der gesellschaftlichen Zusammenhänge wird hier geboten. Es ist ein durchaus marxistisches Buch, streng soziologisch durchgeführt, vielgestaltig und weitblickend. Beim Märchen der ältesten überlieferten Dichtung setzt es ein und führt uns von da in das frühe Mittelalter. Durch den reinen Spiegel der Dichtung schauen wir in die Welt der Ritter, Bürger, Bauern und Geistlichen und sehen, wie verschiednen von der unsrigen sie war. Weiter führen uns die Streifzüge durch die Vorstadien der bürgerlichen Gesellschaft, durch das Jahrhundert des Bürgertums; die europäische Gesellschaft zeigt sich uns im Lichte des 19. Jahrhunderts, es folgt die Gesellschaftskritik im Drama, und eine neue Dichtung wandert hinaus aus unseren Tagen: Die Dichtung des Proletariats. Die sehr volkstümliche Schreibart macht das Buch für jeden lesbar. Die Schönheit des Stils, eine Schönheit, die in der Einfachheit und Schmudlosigkeit ebensosehr liegt, wie in der ungewöhnlichen Kraft der Sprache, macht das Buch auch für jeden Bücherliebhaber zu einem Genuß. Die 2. Auflage unterscheidet sich von der 1. durch zeitentsprechende Ergänzungen und Erweiterungen. Der Verlag hat für eine mustergültige Ausstattung gesorgt. Das Buch ist vor allen Dingen jetzt illustriert. 54 gut wiedergegebene Porträts beleben den Band.

Welhagen und Klafings Monatshefte. 19. Jahrgang. 1929/1930. Berlin, Bielefeld, Leipzig und Wien.

Die auf jeder Seite fesselnde Zeitschrift führt diesmal auch mit farbiger Schau und Schilderungen den Leser hinaus in die Welt. Prachtvolle bunte Bilder aus Dalmatien begleiten einen Aufsatz des Kärntner Dichters Josef Perkonig. In das Tahiti, das Südseeglück des farbenglühenden Malers Morillot, leitet uns A. Ritter. Das Gedächtnis des „Reitmeisters der Hölle“, des tollkühnen Grafen Sandor, erneuert Leo Singer. Aber Zauberkünstler und Taschenspieler plaudert Graf Klinkowstroem. Ein dramatisch bewegtes Bild Philipps II. entwirft Karl Zuchardt; namentlich das Verhältnis zur Eholi wird hier hell beleuchtet. Erinnerungen an Knut Hamsun veröffentlicht Adolf Paul. In künstlerisch einwandfreien farbigen Aufnahmen werden neue Wiener Moden gezeigt. Auch an belletristischen Arbeiten ist das Heft ebenso wie an herrlichen Kunstbeilagen reich. Neben dem Roman von Paul Oskar Höcker, „Die sieben Stufen“ ragt eine Novelle von dem Wiener Dichter Ernst Lothar: „Herrschaften, Späße und ein Schneider“ als das Meisterstück eines unter Tränen lächelnden Humors hervor. „Mann über Bord!“ — so heißt eine mit seltenen Aufnahmen aus dem Feuerland illustrierte spannende Skizze von Hans Verber-Credner.



Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Mit der Büchse in der Mongolei. Von Graf Ernst Hohoz-Sprinzenstein. Mit 64 Abbildungen und einer Übersichtskarte. Verlag von J. Neumann-Neudamm. Preis in Leinen geb. Rm. 9.

Seit etwa zwölf Jahren war der Verkehr mit Innerasien durch den gewaltigen Block des Sowjet-Chaos gewissermaßen gesperrt, und keine verlässlichen Nachrichten kamen mehr von dort. So ist es zu erklären, daß die Literatur, die sich mit Innerasien beschäftigte, sehr schwach vertreten war. Nun erscheint dieses Reise- und Jagdbuch bei J. Neumann und erweckt von neuem das Interesse an jenen gewaltigen Gebieten. Ein erfahrener Jäger, ein energischer Mann, Graf Hohoz, hat kurz vor dem Kriege den Altai und den Tian-Schan jagend durchstreift und in schlichten Schilderungen seine Erlebnisse und Erfahrungen niedergelegt. Gerade in der schlichten Wahrheit, in der er alles erzählt, liegt der Reiz dieses sehr interessanten Buches. Bei Reise- und Jagdschilderungen bringen so oft die Autoren ihre eigene Person zu stark in den Vordergrund und machen aus sich gewissermaßen kleine Helden. Dies ist in diesem Buch jedoch durchaus nicht der Fall. Und gerade der erfahrene Jäger liest es mit besonderem Genuß, da er fühlt, daß hier alles ohne Übertreibung reine Wahrheit ist. Das mit vorzüglichen Lichtbildern illustrierte Reise- und Jagdwerk kann unseren Lesern nur wärmstens empfohlen werden.

Arthur Schubart: Erdenfasching. Verlag von Ad. Bonz & Comp., Stuttgart. Geheftet Rm. 4, gebunden Rm. 6.

Ein neuer Schubartband, der die glänzende Reihe: Hundegeschichten, Neue Hundegeschichten, Im Schwarzpfeil, Radi, Koko, Kamajan, Raßengeschichten, Jugend aufs glücklichste fortsetzt und wieder schlagend beweist, mit welcher ungewöhnlicher Meisterschaft dieser anscheinend Uner schöpflische als vielleicht stärkster, jedenfalls aber vielseitigster Könner der kleinen Novelle, den Deutschland z. B. hat, sein ureigenstes Gebiet beherrscht.

Pfizenmayer, E. W.: Jagd- und Volksbilder aus dem Kaukasus. Mit 75 Textabbildungen und einem Kupfertiefdruck. Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart. Geheftet Rm. 5.50, vornehmer Leinenband Rm. 7.80.

Der Name Kaukasus weckt in jedem Jäger die höchsten Wünsche auf. Bär, Wolf, Leopard, Tur, Wildschaf sind jagdbares Wild, und vor wenigen Jahren lebte in den großfürstlichen Jagdgebieten noch das edelste Großwild Europas, der Wisent. Der Verfasser, als Forscher und Schriftsteller vorteilhaft bekannt, war elf Jahre als Rustos am Landesmuseum in Tiflis beschäftigt und hat auf Jagd- und Studienfahrten Land und Leute gründlich kennen gelernt. Schlicht und anschaulich schildert er seine Erlebnisse und Begegnungen, und an Hand eines reichen Bilderschatzes erlebt der Leser die packendsten Reiseeindrücke. Das Buch enthält die einzige Aufnahme eines Wisents in freier Wildbahn.



Inhalt

„Nach Ostland wollen wir reiten!“ von Studienrat Dr. Paul Müller-Dresden.

Dich und mich . . . von Mia Munier-Wroblewska.

Eine Gesamttagung der Siebenbürger Sachsen.

Rundschau: Kalender des Auslandsdeutschtums. — Abgeordneten Dr. Ghiza Popo
Studienreise in Minderheitsfragen. — Ideale und — kurze Lösung des Minder-
heitenproblems durch einen rumänischen Volksschullehrer. — Der internationale
Verband der europäischen Minderheitsjournalisten.

Bücherschau. BCU Cluj / Central University Library Cluj
Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Schriftleiter: Dr. Walthar Schreiber-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.



Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druck-
bogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag
Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0'90 R.-M.,
Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4'50 R.-M., Jahresbezug
für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug
15 Schilling, Halbjahresbezug 7'50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu
leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter
allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den
Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9,
Röthenerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.